

Hans Schwarz

Verstehen wir das Glaubensbekenntnis noch?

Der gemeinsame Glaube der Christen

*Mit einem Nachwort von
Heinrich Fries*

Originalausgabe
erstmalig veröffentlicht als Herder-Taschenbuch

Alle Rechte vorbehalten - Printed in Germany
@ Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1986
Herder Freiburg - Basel - Wien
Herstellung: Freiburger Graphische Betriebe 1986
ISBN 3-451-08256-X

Inhalt

Vorwort

Das Glaubensbekenntnis im Lichte heutiger Fragen

1. "ICH GLAUBE"

Zwischen Aberglaube und Unglaube

Glaube in einer skeptischen Zeit

Vertrauen als Grundstruktur menschlicher Existenz

Unendliches Vertrauen macht Vertrauen auf das Endliche sinnvoll

2. "AN GOTT, DEN VATER"

Bekenntnis zu einem persönlichen Gott

Der Zweifel an der Existenz Gottes

Das Wagnis mit Gott

Von der Güte Gottes

3. "DEN ALLMÄCHTIGEN"

Von der Ohnmacht und Allmacht Gottes

Das Leiden an der Allmacht Gottes

Gott führt zu einer Umwertung aller Werte

Die Erfahrung von Gottes Vertrauenswürdigkeit . .

4. "DEN SCHÖPFER DES HIMMELS UND DER ERDE"

Schöpfungsglaube und Naturerkenntnis

Der Schöpfungsglaube als Ergebnis der Naturerkenntnis

Der Schöpfungsglaube als Hoffnung

Der Schöpfungsglaube als Inhalt des christlichen Glaubens

5. "UND AN JESUS CHRISTUS, SEINEN EINGEBORENEN SOHN, UNSERN HERRN"

Jesus Christus - Leitbild, Vorbild, Abbild?

Jesus als Religionsstifter

Jesus als Gestalt der Geschichte

Jesus Christus als Gestalter der Geschichte

6. "EMPFANGEN DURCH DEN HEILIGEN GEIST, GEBOREN VON DER JUNGFRAU MARIA"

Von der Geburt des Gottmenschen

Die Ablehnung des göttlichen Menschen

Vom Geheimnis der Geburt

Der zweifache Ursprung

7. GELITTEN UNTER PONTIUS PILATUS,

GEKREUZIGT, GESTORBEN UND BEGRABEN

Solidarität mit der Welt

Der leidende Christus widerstrebt unserem Wertgefühl
 In Christus bezeugt Gott seine Solidarität mit uns . . .
 Nur ein mitleidender Gott kann uns helfen.....

8. "HINABGESTIEGEN IN DAS REICH DES TODES"

Von der universalen Geltung Christi

Spekulation oder existentielles Anliegen?
 Gottes Erbarmen kennt keine Grenzen
 Gottes Erbarmen ist kein christlicher Imperialismus

9. "AM DRITTEN TAGE AUFERSTANDEN VON DEN TOTEN"

Durchbrechung des letzten Tabus

Nach dem ewigen Leben sehen sich alle
 Auch Jesus kam nicht vom Tod zurück
 Die Auferstehung Christi hat universale Bedeutung

10. "AUFGEFAHREN IN DEN HIMMEL; ER SITZT ZUR RECHTEN GOTTES, DES ALLMÄCHTIGEN VATERS"

An der Quelle der Macht

Ist das Himmelfahrtsfest passé?
 Himmelfahrt als Zeichen der Machtfülle Christi
 Himmelfahrt als Zeichen der Allgegenwart Christi

11. "VON DORT WIRD ER KOMMEN ZU RICHTEN DIE LEBENDEN UND DIE TOTEN"

Vom Weltenrichter zur Hoffnung der Menschheit

Die Erwartung des Weltendes . .
 Kann ein Heiland Richter sein? .
 Die Manifestation des Reiches .

12. "ICH GLAUBE AN DEN HEILIGEN GEIST"

Von der Macht des Lebens

Der Heilige Geist als Stiefkind der Kirche
 Der Heilige Geist als Mittel der Weltgestaltung
 Der Heilige Geist als Zeichen der Gottesnähe

13. "DIE HEILIGE CHRISTLICHE KIRCHE,
GEMEINSCHAFT DER HEILIGEN"

Verhängnis und Vermächtnis der Kirche

Die Kirche als Erinnerung an die Vergangenheit

Die Kirche als Orientierungshilfe in der Gegenwart

Die Kirche als Hinweis auf eine neue, unverdiente Zukunft

14. "VERGEBUNG DER SÜNDEN"

Überwindung der Angst

Sünde ist heute ein sündiges Wort

Die Möglichkeit eines neuen Anfangs

Vertrauen auf die Nähe Gottes

15. "AUFERSTEHUNG DER TOTEN UND DAS EWIGE LEBEN"

Hoffnung ohne Utopie

Der Traum vom ewigen Leben

Die Verheißung persönlicher Identität

Die Realität der Verheißung

Nachwort von Heinrich Fries

Vorwort

Was Christen glauben; kann man das glauben? Über den Glauben der Christenheit herrscht vielfach große Unkenntnis. So besteht Unkenntnis über den Inhalt des Glaubens der Christenheit und darüber, wie dieser Glaube heute artikuliert werden kann. So meint man oft, dass man dieses oder jenes glauben müsse, was jedoch niemals in den Dogmen der Kirche als verbindlicher Glaube der Christenheit verkündet wurde, und man legt es dann noch in einer Weise aus, die dem Empfinden vieler engagierter Christen widerspricht.

Die nachfolgende Besinnung auf das apostolische Glaubensbekenntnis möchte einige dieser Missverständnisse ausräumen. Sie soll uns einen Überblick darüber geben, was als Grundbestandteil des christlichen Glaubens angesprochen werden kann. In den westlichen Kirchen ist ja das Apostolikum geradezu zum normativen Ausdruck dessen geworden, was man unter dem christlichen Glauben versteht. Zudem möchte diese Besinnung uns Anstöße dazu geben, wie die Grundlinien des christlichen Glaubens heute verstanden werden können, ohne diesem Glauben untreu zu werden und unseren heutigen Wissens- und Erkenntnisstand verleugnen zu müssen. Die nachfolgenden Überlegungen und Aussagen sind ein Versuch, den christlichen Glauben in einer der heutigen Sprache und den heutigen Fragestellungen gemäßen Weise verantwortlich auszulegen. Wenn dieser Versuch eines neuen Durchdenkens der Grundaussagen des christlichen Glaubens auch den Leser mit engagieren könnte, wäre die Lektüre der nachfolgenden Seiten sicherlich nicht vergeblich gewesen.

Dieser Auslegung des Apostolikums liegt eine Predigtreihe mit anschließender Diskussion zugrunde, die von der evangelischen Gemeinde Neupfarrkirche Regensburg in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Hochschulgemeinde veranstaltet wurde und sich regen Zuspruchs erfreute. Allen Beteiligten sei damit herzlich gedankt.

Dank gebührt auch Frau Bärbel Berger und Frau Barbara Fischer, die das Manuskript erstellten, sowie Fräulein Diana Sgaslik und Herrn Knut Wenzel, die tatkräftig beim Korrekturlesen halfen.

Das Glaubensbekenntnis im Lichte heutiger Fragen

Das apostolische Glaubensbekenntnis ist allen, die mit einiger Regelmäßigkeit am christlichen Gottesdienst teilnehmen, wohlbekannt. Doch nehmen wir Wohlbekanntes und Vertrautes selbstverständlich hin, ohne uns viele Gedanken über seine Bedeutung und seinen Wert zu machen.

In Form und Inhalt geht das Apostolikum auf das Römische Glaubensbekenntnis zurück, das bereits im 2. Jahrhundert in Rom bezeugt ist. Schon immer hatte es seinen Platz im Taufgottesdienst. Der Täufling, bei der Säuglingstaufe die Eltern und Paten, werden nach ihrem Glauben an den dreieinigen Gott gefragt: "Glaubst du an Gott den Vater? Glaubst du an Jesus Christus? Glaubst du an den Heiligen Geist?" Auf jede dieser drei Fragen antworten sie mit einem Teil des apostolischen Glaubensbekenntnisses und bekennen so ihren Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Für so selbstverständlich nahm man hier im Westen die Existenz dieses Glaubensbekenntnisses, dass man erst verhältnismäßig spät entdeckte, dass es sich hier um ein *westliches* Glaubensbekenntnis handelt, keineswegs aber um ein Glaubensbekenntnis im strengen ökumenischen, d.h. *weltweiten* Sinn. In den Ostkirchen, etwa der griechisch-orthodoxen oder russisch-orthodoxen Kirche, nimmt nämlich das Nizänische Glaubensbekenntnis, das 325 auf dem Kleinasiatischen Konzil zu Nizäa verabschiedet und 381 auf dem 1. Konzil zu Konstantinopel noch erweitert wurde, eine ähnliche Stellung ein wie bei uns das apostolische.

Zur Formulierung des sogenannten Nizäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisses kam es, weil die Kirche den Glauben an die wahre Gottheit und die wahre Menschheit Jesu Christi gefährdet sah. Damit zeigt sich schon beispielhaft ein Grundzug des Glaubensbekenntnisses an. Man formuliert ein Glaubensbekenntnis nicht deshalb, weil es einem Spaß macht oder weil man eben den Glauben immer wieder kurz und prägnant zusammenfassen möchte, sondern weil man seinen Glauben in dieser oder jener Weise gefährdet sieht und ihn so gegen alle Perversionen und Entstellungen bekennen möchte. Dies zeigte sich etwa in der jüngsten Vergangenheit in den evangelischen Gemeinden Deutschlands in der sogenannten Barmer Erklärung von 1934. Gegenüber der messianischen nationalsozialistischen Ideologie eines 1000-jährigen Reiches, in dem man sich bekenntnishaft mit "Heil Hitler" begrüßte, stellte das Barmer Bekenntnis den Glauben an Jesus Christus als die einzige Heils- und Offenbarungsquelle des christlichen Glaubens unmissverständlich fest.

Damit zeigt sich noch ein zweites Moment eines Glaubensbekenntnisses. Es spricht nicht alles aus, was man glauben und bekennen kann, sondern nur das, was für diesen Glauben zentral ist und von dem aus sich andere Glaubensinhalte entfalten lassen. So hören wir etwa im apostolischen Glaubensbekenntnis nichts von Jesu Wundern oder von seiner Verkündigung. Auch hören wir nichts davon, dass Gott das Volk Israel aus der ägyptischen Sklaverei befreit und in das verheißene Land geführt hat. Ein Glaubensbekenntnis zeichnet sich immer durch Besinnung auf das Wesentliche, auf den Kern des Glaubens, aus.

Noch ein dritter Grundzug des Glaubensbekenntnisses muss hier erwähnt werden. Obwohl das Glaubensbekenntnis mit den Worten "Ich glaube" beginnt, ist es kein individuelles Bekenntnis. Schon seine Funktion als Taufbekenntnis zeigt an, dass man durch das Bekenntnis dieses Glaubens mit all denen verbunden ist, die den gleichen Glauben bekennen. Damit

fungiert das Glaubensbekenntnis als Einigungsband all derer, die ihren gemeinsamen christlichen Glauben mit diesen Worten bekennen.

Wenn hier auch so selbstverständlich vom Bekennen des Glaubens gesprochen wird, so darf man doch nicht davor die Augen verschließen, dass uns in vielerlei Weise das Glauben unglaubhaft geworden ist.

1. "ICH GLAUBE"

Zwischen Aberglaube und Unglaube

Wenn wir heute die ersten beiden Worte des Glaubensbekenntnisses bedenken, das "Ich glaube", dann muss man auch bedenken, dass wir als Menschen der Neuzeit gewohnt sind, zu sehen anstatt zu glauben. So ist der Glaube einerseits durch den Unglauben gefährdet. Doch hat die Moderne den Glauben keineswegs ganz austreiben können. Das Entstehen vieler sogenannter Sekten, Kulte und Glaubensvereinigungen zeigt an, dass wenigstens vom christlichen Glauben her gesehen der Glaube auch durch den Aberglauben gefährdet ist. Wie steht es aber überhaupt mit dem Glauben bei uns?

Glaube in einer skeptischen Zeit

1957 schrieb der Soziologe Helmut Schelsky ein Buch mit dem Titel *Die skeptische Generation*, in dem er feststellte, dass die Jugend zutiefst "von der planerischen Ohnmacht des Menschen gegenüber den großen politischen und sozialen Kräftekonstellationen überzeugt" sei. Diese lähmende und skeptische Feststellung, dass wir als Normalbürger von vornherein keine Einflussmöglichkeiten auf die großen Mächtekonstellationen haben, die unser Leben bestimmen, scheint uns auch heute wieder zu befallen. Wir sind skeptisch geworden gegenüber denjenigen, die in Politik und Wirtschaft offenbar selbstherrlich Entscheidungen fällen, die uns alle zutiefst betreffen. Das Gefühl der Ohnmacht entsteht nicht nur, weil man im demokratischen Gefüge eben nur eine Wahlstimme hat, sondern auch dadurch, dass man im Grunde genommen keine weitreichenden Veränderungsmöglichkeiten hat, auch wenn man als Gesamtverband eine andere Regierung wählt. Die Namen werden ausgetauscht, aber das Gefühl des hilflos Ausgeliefertseins bleibt. Überregionale Interessen und internationale Zugzwänge diktieren das, was uns alle angeht und wogegen wir uns nicht wehren können. Es bleibt dann nur die Alternative, sich entweder auf die Straße zu begeben und lauthals zu protestieren, eine Haltung, die, wie man manchmal glauben möchte, von denen, die an den Schalthebeln der Macht sitzen, schon mit einkalkuliert ist, oder sich in die Resignation der privaten Sphäre zurückzuziehen und zu leben, so gut es geht, weil sich ja doch nichts ändern lässt.

Das Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht macht auch vor dem überkommenen christlichen Glauben nicht Halt. Man hat zu sehr die Grenzen des Lebens kennen gelernt, als dass man von diesem Glauben noch viel erwarten würde. Wozu soll man denn an all diese Dinge glauben, die einem der christliche Glaube vorschreiben will. Ist es nicht viel besser, sein Leben nach dem sachlich und faktisch Gegebenen einzurichten? Gerade in dieser Skepsis und Resignation zeigt sich aber ein seltsames Phänomen: Man betrachtet zwar den überkommenen Glauben als weitgehend bedeutungslos, verfällt jedoch gleichzeitig leichtgläubig dem Glauben an das Faktische. Wir denken immer noch so wie der Schüler in Goethes Faust und handeln nach dem Motto: "Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen." Was uns die Tagesschau in unser Wohnzimmer zaubert, davon sind wir überzeugt, dass es wirklich so gewesen sei. Was sich sonst noch ereignet hat, wissen wir natürlich nicht. Wenn wir morgens die Tageszeitung aufschlagen und von diesem oder jenem Ereignis lesen, dann sind wir überzeugt, dass das auch tatsächlich stattgefunden hat. Nachprüfungen sind für uns unmöglich. Wir sammeln unser Wissen auf der Grundlage des Glaubens. Je mehr Menschen davon reden, je öfter wir etwas lesen, desto wahrer muss dies sein. Doch auch der beste Reporter und der gewissenhafteste Journalist kann immer nur ein Teilbild einfangen, das schon von seinem Interesse her oder von den Prioritäten, die er setzt, gefärbt ist.

In manchen geschlossenen Gesellschaften, in denen Information nicht frei erhältlich ist, hat es sich herumgesprochen, dass auch dem geschriebenen Wort und der Bildinformation im Fernsehen nicht bedenkenlos zu trauen ist. Da beginnt der Bürger zwischen den Zeilen zu lesen. Aber ist dadurch die Information vertrauenswürdiger geworden, bekommt er dadurch ein objektiveres Bild von der Wirklichkeit? Auch wenn wir gegenüber der Macht des Faktischen großartige Lippenbekenntnisse ablegen, kommen wir um ein gerüttelt Maß an Glauben und Vertrauen nicht herum. Hier zeigt sich, dass Vertrauen eine Grundstruktur der menschlichen Existenz ist.

Vertrauen als Grundstruktur menschlicher Existenz

Die Ohnmacht gegenüber "denen da oben", die uns als Erwachsene oft zum Zorn reizt, setzen wir beim Kleinkind als selbstverständlich voraus. Der Mensch kommt hilflos auf die Erde und ist vom ersten Atemzug an auf andere Menschen angewiesen. Zuerst ergibt sich eine instinktive Mutter-Kind-Bindung, die dann von einer mehr bewussten Bindung abgelöst wird. Damit die Entwicklung des Kindes problemlos vor sich geht, braucht es gewisse Fixpunkte, auf die es sich einstellen, denen es vertrauen kann. Werden die Bezugspersonen oft und zu schnell gewechselt, wirkt sich dies für das Kleinkind nachteilig aus. Es kommt zum sogenannten Hospitalismusschaden, der die Entwicklung des Kindes stark beeinträchtigt.

Auch der Schüler braucht unbedingt Menschen seines Vertrauens. Wie oft haben wir schon gehört, dass schlechte Lehrer, auf die man sich offenbar nicht verlassen kann oder die anscheinend wenig Interesse an den Schülern haben, die Schule zur Qual machen können. Zwar lockert sich bei den Heranwachsenden die Bindung an das Elternhaus und damit der Glaube an die Autorität der Eltern immer stärker, doch werden sofort die weichenden Autoritäten durch andere ersetzt. Zunächst hat der Lehrer das letzte Wort, bald wird aber auch er durch den Freund oder die Freundin, die Clique oder Gruppe ersetzt. Selbst im Erwachsenenalter können wir nicht ohne Bindung und ohne Vertrauensperson sein. Vielleicht sind es dann wieder die Eltern, deren Vertrauenswürdigkeit wir aufs neue entdecken, vielleicht die Frau oder der Mann, mit dem wir den Bund fürs Leben schließen oder auch der Freund, die Freundin, der Kollege. Wir brauchen jemanden, mit dem wir unser Leben teilen.

Je mehr wir allerdings an Lebenserfahrung gewinnen, desto mehr erfahren wir, dass unser Vertrauen immer wieder enttäuscht wird. Wer hat nicht schon den Freund oder die Freundin erlebt, denen er bedingungslos vertrauen zu können glaubte, aber schmähsch enttäuscht wurde? Allzu schnell erfuhren auch andere, was wir unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Freund oder der Freundin mitgeteilt hatten. Oft entpuppte sich die Verlässlichkeit in anderer Hinsicht als Enttäuschung. Wenn es uns gut geht, haben wir viele Freunde, die sich im Lichte unseres Erfolges sonnen, aber wie steht es, wenn wir in der Not Freunde wirklich nötig haben? Auch hier zeigt sich oft, dass sich das Vertrauen, das wir Freunden entgegenbringen, nicht auszahlt. Nicht von ungefähr fragt Martin Luther in der Auslegung der 4. Bitte des Vaterunsers: Was heißt eigentlich "täglich Brot"? Gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen", ist seine Antwort.

Aufgrund der dialogischen Struktur unseres Personseins sind wir eben immer auf andere angewiesen, in guten und in bösen Tagen. Wir müssen es stets erneut wagen, auf andere zuzugehen und uns ihnen zu öffnen, wenn wir auch noch so oft enttäuscht werden. So geschieht es auch, dass wir uns bei Enttäuschungen aus Verbitterung abkapseln und der Welt am liebsten den Rücken kehren möchten. Aber ohne selbst Schaden zu erleiden bringen wir das stets nur für eine gewisse Zeit fertig. Dann müssen wir eben wieder die Wendung zum Nächsten und zur Welt hin wagen. Ist aber, da unser Vertrauen, wie uns unsere

Lebenserfahrung bezeugt, immer wieder enttäuscht wurde, die Hinwendung zum anderen nicht einfach Masochismus, also geradezu eine selbstzerstörerische Lust, wieder in unserem Vertrauen enttäuscht zu werden? Auch hier zeigt sich eine Grundstruktur unserer Existenz: Mit dem endlichen Vertrauen kommen wir niemals zum Ende und zum Ziel. Nur Vertrauen auf das Unendliche macht Vertrauen auf das Endliche sinnvoll.

Unendliches Vertrauen macht Vertrauen auf das Endliche sinnvoll

Ich hörte einmal einen Kollegen einen anderen fragen: "Wie können Sie in Ihrem schier unendlichen Vertrauen und Ihrer fast unendlichen Güte in dieser Welt noch leben?" Die Antwort war denkbar einfach: "Weil ich diese unendliche Güte und dieses unendliche Vertrauen selbst in meinem Leben erfahren habe." Ähnliches sagt auch Martin Luther in seiner Vorlesung über den Propheten Jesaja: Die nicht glauben und ihre Zuflucht zu menschlicher Hilfe nehmen, die werden fallen und umkommen."

Als endliches Wesen kann sich der Mensch nicht gegen alles versichern. Er ist deshalb immer auf Vertrauen angewiesen. Doch dieses Vertrauen hat seine Grenze in der Begrenzung dessen, dem dieses Vertrauen zugewandt wird. Somit erleben wir, dass Vertrauen stets nur begrenzt möglich ist. Es wird enttäuscht und missbraucht. In seinem Galater-Kommentar von 1535 sagt Luther allerdings: Der christliche Glaube blickt unverwandt auf Christus; er ist auf nichts anderes gerichtet als auf Christus allein, der die Sünde und den Tod überwunden und die Gerechtigkeit, Heil und ewiges Leben gebracht hat." Dieser Glaube oder dieses Vertrauen, das wir Christen Christus entgegenbringen, unterscheidet sich wesentlich vom Einlassen auf einen Mitmenschen. Der Glaube, der hier ermöglicht wird, gründet sich auf eine Vorgabe: Christus hat sich als der erwiesen, der vertrauenswürdig ist. Er hat, wie Luther sagt, die Sünde und den Tod überwunden und Gerechtigkeit, Heil und ewiges Leben gebracht. Damit hat er sich als der beglaubigt, der die Begrenztheit unseres menschlichen Lebens überwunden hat und uns in die Dimension des Unendlichen und des Ewigen Lebens einführt.

Diese Erfahrung der unendlichen Güte Gottes, die sich uns in Jesus Christus zeigt, ermöglicht es uns dann, uns anderen Menschen zuzuwenden. Wenn wir etwa an die Liebesarbeit Friedrich Bodelschwings denken, zuerst unter den Straßenkehrern in Paris und dann in Bethel bei Bielefeld unter den geistig und körperlich Behinderten, wenn wir an Mutter Teresa und ihre Arbeit unter den Ausgestoßenen in den Slums von Kalkutta denken oder uns an die Arbeit eines Albert Schweitzers im tropischen Urwald Äquatorialafrikas erinnern, dann wird uns ein wenig bewusst, wie die Erfahrung der gnädigen Zuwendung Gottes sich in die Zuwendung zum Mitmenschen umsetzt.

Glaube ist nicht ein Aufzählen dessen, was man alles so glaubt. Glaube ist auch nicht die Leichtgläubigkeit, die den Verstand abschaltet und sich dann blindlings in Unhaltbares stürzt. Glaube kommt vielmehr aus der Erfahrung, dass jenseits der Brüchigkeit dieses Lebens etwas besteht, das tragfähig ist. Glaube resultiert aus der Erfahrung der tragenden Liebe Gottes, die es uns ermöglicht, in dieser Welt zu leben und sich ihr und dem Mitmenschen hinzuwenden. Glaube führt zur Erkenntnis, dass wir auch inmitten der scheinbaren Ohnmächtigkeit gegenüber den politischen und sozialen Zwängen keineswegs die Zukunft verloren haben. Glaube ist Vertrauen auf den, vor dessen Thron sich alle Mächte beugen müssen, die im Himmel und auf Erden sind. Wenn wir Sonntag für Sonntag uns zum christlichen Glauben bekennen, dann ist das kein Zeichen von Weltfremdheit. Im Gegenteil: das ich glaube", das wir gemeinsam aussprechen und bekennen" macht diese Welt erst sinnvoll. Ohne den Glauben, der die Welt transzendiert, würde diese Welt in ihrer Vergänglichkeit, ihrer

Brüchigkeit und Unzulänglichkeit gefangen bleiben. Das "ich glaube" ist jedoch eine Verheißung, dass auch diese Welt mit all ihren Fragezeichen Sinn und Erfüllung finden wird.

ZUM NACHDENKEN

Glaube aber ist: Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht.

Aufgrund des Glaubens gehorchte Abraham dem Ruf, wegzuziehen in ein Land, das er zum Erbe erhalten sollte; und er zog weg, ohne zu wissen, wohin er kommen wurde,

Aufgrund des Glaubens hielt er sich als Fremder im verheißenen Land wie in einem fremden Land auf und wohnte mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung, in Zelten; denn er erwartete die Stadt mit den festen Grundmauern, die Gott selbst geplant und gebaut hat.

Aufgrund des Glaubens empfing selbst Sara die Kraft, trotz ihres Alters noch Mutter zu werden; denn sie hielt den für treu, der die Verheißung gegeben hatte.

So stammen denn auch von einem einzigen Menschen, dessen Kraft bereits erstorben war, viele ab: zahlreich wie die Sterne am Himmel und der Sand am Meeresstrand, den man nicht zählen kann.

2. "An Gott, den Vater"

Bekenntnis zu einem persönlichen Gott

Wenn wir uns durch unseren Glauben an Gott, den Vater, zu einem persönlichen Gott bekennen, dann ist das heute keineswegs mehr selbstverständlich. Zwar hat es schon immer Menschen gegeben, die an der Existenz Gottes zweifelten. Doch hielten sie nicht Gott schlechthin für überflüssig, sondern bezweifelten meist nur die Tragfähigkeit eines bestimmten Gottes. Sie suchten dann in der Vielfalt der Gotteserscheinungen, bis sie zu einem Gott kamen, auf den sie glaubten sich verlassen zu können. So konnte der Psalmist noch zu Recht sagen: "Die Toren sagen in ihrem Herzen: 'Es gibt keinen Gott'" (Ps 14, 1). Für ihn war es noch selbstverständlich, dass man an Gott glaubte. Nur ein unvernünftiger Mensch, ein Tor, konnte an der Existenz Gottes zweifeln. Heute würde man wohl nicht mehr so argumentieren. Heute sind es oft gerade die nachdenklichsten Menschen, die glauben, mit der Existenz Gottes nichts mehr anfangen zu können.

Der Zweifel an der Existenz Gottes

Als Vater dieses modernen Zweifels an der Existenz Gottes muss Ludwig Feuerbach genannt werden. Er meinte, Gott aus unserem Versuch der Weltbewältigung erklären zu können. Damit reduzierte er Gott auf ein menschliches Phänomen. Er behauptete, nur der Mensch könne Religion haben, denn nur für ihn sei es möglich, sich seiner selbst bewusst zu werden und sein eigenes Selbst zu objektivieren. Wenn wir keine Wünsche hätten, so behauptete Feuerbach, dann hätten wir auch keine Religion und keine Götter. Gott ist ein Ausdruck unserer Wünsche und Sehnsüchte, die wir an die Leinwand unserer Phantasie projizieren und dann daran als Realität glauben. Die Sehnsucht des Menschen nach etwas jenseits seiner selbst ist deshalb nichts anderes als die Sehnsucht nach menschlicher Vollkommenheit. Da wir uns selbst als unvollkommen empfinden, nimmt Gott für uns immer vollkommene Züge an.

In radikaler Weise hat Karl Marx die Gedanken von Feuerbach zu Ende gedacht, indem er Gott als Projektion unserer Wünsche zum Gegenstand seiner sozialrevolutionären Thesen machte. Wenn wir das jenseits und Gott abschaffen, können wir uns dem Diesseits widmen und die Welt unserer Träume auf dieser Erde verwirklichen. Die Religion wird damit als Opium für das Volk erklärt, wie es Lenin etwa tat. Wenn man den Menschen die illusionäre Hoffnung auf ein besseres jenseits nimmt, dann können sie das Diesseits in einen paradisischen Garten umgestalten. So lautet die marxistische These. Man könnte natürlich sofort fragen, ob die marxistisch-leninistische Theorie wirklich so erfolgreich war, diese Erde zu einer besseren Welt umzugestalten. Die Kritik an der marxistisch-leninistischen Theorie aber hier anzusetzen, wäre ungeschickt, denn leicht könnten deren Verfechter den noch ausstehenden Erfolg damit zu erklären versuchen, dass noch zu viele Menschen der Gottesidee anhängen. Aber damit zeigt sich ein wichtiger Punkt. Obwohl schon einige Generationen lang, oft unterstützt von massivem staatlichen und gesellschaftspolitischen Druck, in vielen sozialistischen Ländern die Gottesidee als Unfug abgetan wird, konnte man diese Idee nicht ausrotten. Sie fiel nicht in sich zusammen wie ein leeres Kartenhaus. Im Gegenteil, es scheint sich besonders unter jungen Leuten in sozialistischen Ländern ein zunehmendes Interesse an religiösen Fragen zu zeigen. Die Geister, die überhaupt nicht existieren sollten, hat man immer noch nicht ausgetrieben.

Der Zweifel an Gott kommt noch von einer anderen Seite. Als am Anfang des vorigen Jahrhunderts der französische Mathematiker und Astronom Pierre Laplace ein fünfbändiges

Werk zur Himmelsmechanik Napoleon präsentierte, fragte dieser ihn interessiert, wo in Laplaces System Gott vorkäme. Stolz antwortete darauf der Mathematiker: "Sire, ich brauche diese Hypothese nicht." Obwohl Laplace keineswegs ein Atheist war, wurde damit zum ersten Mal öffentlich erklärt, dass in einem naturwissenschaftlichen System Gott keinen Platz hat. In ähnlicher Weise hat sich einmal Charles Darwin, der bekannte Abstammungsforscher, geäußert, als er sinngemäß zu bedenken gab: Ich würde gerne Gott in meinem System mehr Raum geben. je mehr jedoch ich von göttlicher Vorsehung rede, desto ungenauer wird dieses System in naturwissenschaftlicher Hinsicht." Gegen diesen hypothetischen Atheismus, dass also Gott in unseren Mathematik-, Physik-, Chemie- und Geschichtsbüchern nicht vorkommen kann, ist im Grunde nichts einzuwenden. Doch hat sich allerdings im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte der hypothetische Atheismus in einen prinzipiellen Atheismus verwandelt. Der Biologe und Philosoph Ernst Haeckel hat das zur Jahrhundertwende in seinem Buch *Die Welträtsel* ausgedrückt, dass er Gott als gasförmiges Wirbeltier bezeichnete. Gott muss ein Wirbeltier sein, denn von ihm werden personähnliche Züge behauptet, doch zugleich muss er auch gasförmig sein, denn er entzieht sich unseren Nachforschungen. Damit wollte Haeckel Gott als theoretisch und praktisch unmöglich abtun.

Der praktizierte Zweifel an der Existenz Gottes drang aber von den Schreibtischen und Labors in unser tägliches Leben ein. Auch viele von uns leben im Grunde genommen in fast permanenter Gottvergessenheit. Wir brauchen Gott höchstens noch in bestimmten Notfällen, für die wir sonst keine Lösung finden und reservieren für ihn allenfalls noch fromme Zeiten, wie etwa den Gottesdienst am Sonntagmorgen. Aber von diesem blassen Gott, den wir zu einem Randphänomen unseres Leben gemacht haben, gehen kaum noch Impulse für unser tägliches Leben aus. Zwar leben die meisten von uns noch nach Moralvorstellungen, die irgendwie mit dem christlichen Gott zu tun haben, doch wird uns dies in der Regel nicht bewusst. Wir leben, wie Dietrich Bonhoeffer einmal sagte, "als ob es Gott nicht gäbe". Nun könnten wir uns fragen, ob wir durch diese Gottvergessenheit glücklichere Menschen geworden sind. Aber auch diese Frage kann von vielen kaum mehr beantwortet werden, denn viele können sich an kein Zuvor erinnern. Sie haben schon immer in dieser Gottvergessenheit gelebt. Sieht man sich allerdings unser Leben etwas genauer an, dann bemerkt man schnell, dass der Platz, den traditionell Gott eingenommen hat oder zumindest hätte einnehmen sollen, nicht leer geblieben ist. Das Wagnis mit Gott geht unter anderen Vorzeichen weiter.

Das Wagnis mit Gott

Jeder von uns hat etwas, woran er sein Herz hängt, was ihm wichtig ist, wovon und woraufhin er seine Lebensentscheidungen fällt. Das kann eine Ideologie sein, die uns vereinnahmt, es kann die Familie sein, für die wir leben, oder der Beruf, in dem wir aufgehen können. Irgend etwas trägt auch für uns absolute Züge, nach dem sich unser Leben ordnet und dem wir alle anderen Dinge unterordnen. Allerdings muss die Frage gestellt werden, ob diese Rettungsringe uns wirklich durch die Wogen des Lebens tragen. Was geschieht etwa, wenn die Kinder das Haus verlassen oder der Ehepartner stirbt? Was geschieht, wenn wir, die wir für unseren Betrieb unersetzlich waren, durch Rationalisierungsmaßnahmen unseren Arbeitsplatz verlieren? Was tun wir, wenn sich die Ideologie, der wir uns verschrieben haben, eben doch nur als verabsolutierte Teilwahrheit entpuppt? All diese Orientierungslichter, die bei uns den Platz Gottes einnehmen und nach denen wir uns ausrichten, sind nur in gewissem Sinne tragfähig. Früher oder später stehen wir ihren Grenzen gegenüber, so dass wir uns anderen Orientierungspunkten zuwenden müssen, die nach einiger Zeit sich wiederum als begrenzt herausstellen. Wir wandern von einem Orientierungspunkt zum anderen, ohne wirkliche Orientierung zu erreichen. So gleichen wir im Grunde genommen Blinden, die einander sagen wollen, wohin der Weg führt.

Vielleicht ist es gerade die Erfahrung der Begrenztheit all unserer Orientierungszeichen, die in uns die Frage nach einer letzten Orientierung und einer letzten Verbindlichkeit nicht verstummen lässt. Die Frage nach Gott als einer letzten Begründung, die alle vorläufigen Dinge sinnvoll macht, da er aller Vorläufigkeit Grund und Richtung geben kann, ist auch in unserer Zeit nicht unaktuell. Allerdings entschärft Gott keineswegs den Wagnischarakter unseres Lebens. Wer sich auf Gott einlässt, kann dem Risiko des Lebens nicht ausweichen. Doch bedeutet das nicht, dass wir uns mit Gott einfach aufs Glatteis begeben. Drei Beispiele aus der Geschichte Gottes mit uns Menschen mögen das verdeutlichen.

1. Den schon hochbetagten Abraham lädt Gott ein: "Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde" (Gen 12, 1). Wir hören nichts davon, dass Abraham schon früher Erfahrungen mit Gott hatte. Wie aus heiterem Himmel trifft es Abraham: Wage es mit mir!" Das einzige, woran er sich halten kann, ist das Versprechen: "Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen" (Gen 12,2). Zusammen mit seiner Familie und mit einem Verwandten lässt sich Abraham auf das Wagnis mit Gott ein, er zieht, allein der Verheißung Gottes vertrauend, von seiner Heimat weg hinaus in das Ungewisse. Wie wir in den nachfolgenden Begebenheiten hören, bleibt auch Abraham das Auf und Ab des Lebens nicht erspart. Für ihn gibt es Ängste, Enttäuschungen und banges Fragen, wie es wohl weitergehen wird. Aber das Wichtigste und Tröstliche für Abraham ist, dass Gott ihn nicht verlassen wird. Gott steht zu seinem Wort, auch wenn es oft nicht danach aussieht. Und am Ende des Lebens wird der Segen sichtbar, der Abraham verheilen wurde.

2. Nehmen wir als zweites Beispiel Mose. Er war aus Ägypten geflohen, da er die Unterdrückung seines Volkes nicht mehr mit ansehen konnte und im Zorn einen Ägypter erschlagen hatte. Bei nomadischen Bergstämmen lernte er seine Frau kennen und lebte dort als Hirte. Doch plötzlich tritt ihm Gott entgegen und befiehlt ihm: "Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten aus Ägypten heraus!" (Ex 3, 10). Mose weiß alle möglichen Ausflüchte, warum es ihm nicht möglich sei, nach Ägypten zu gehen. Doch nichts nützt, Gott lässt ihn nicht los. So nimmt er schließlich seine Aufgabe an, führt sein Volk nach schwierigen Verhandlungen aus Ägypten und irrt mit ihnen jahrelang in der Wüste herum. Auch er hat sich oft fragen müssen, ob er richtig gehandelt hatte, als er sich mit Gott einließ. Das Wagnis schien ihm oft viel zu groß. Dazu zweifelten auch die Israeliten manchmal an Moses Führungseigenschaften. Doch wiederum am Ende des Lebens, nach all dem Auf und Ab, nach den Enttäuschungen, Freuden und Entbehrungen darf er das gelobte Land sehen. Er weiß, dass sich das Wagnis gelohnt hat, dass all die Mühen nicht umsonst waren.

3. Als drittes Beispiel kann man das Leben Dietrich Bonhoeffers betrachten. Er stammte aus einer gutbürgerlichen Familie. Sein Vater war Professor, und auch er strebte zielbewusst die theologische Professorenlaufbahn an. Doch dann kam das Dritte Reich. Er konnte der nationalsozialistischen Tyrannei nicht teilnahmslos gegenüberstehen und schloss sich der Bekennenden Kirche an. Man bot ihm an, an das Union Theological Seminary nach New York zu gehen, damit er dadurch den Schwierigkeiten, die ihm das nationalsozialistische Regime machte, entkommen könnte. Doch er entschloss sich, in Deutschland zu bleiben. Er wollte hier ein aufrichtiger Zeuge Gottes sein und nach dem Ende des Nationalsozialismus am Wiederaufbau Deutschlands mitarbeiten. Es kam anders. Wegen seiner Beziehungen zu Männern des Widerstandes wurde er inhaftiert, schließlich in das Konzentrationslager eingeliefert und in den letzten Kriegstagen in Flossenbürg ermordet. Man könnte sagen, dass sich bei ihm das Wagnis mit Gott nicht gelohnt habe. Doch wäre solch ein Urteil vorschnell getroffen, denn zunächst war er bis zu seiner letzten Lebensstunde eine Glaubensinspiration

für andere. Auch nach seinem Tod ist er für einfache Christen wie auch für theologische Fachkollegen einflussreich geblieben wie kaum ein anderer moderner Theologe. Er war und ist ein Zeuge Gottes.

Wenn wir Christen von Gott sprechen, wird uns immer bewusster, dass auch ein Leben mit Gott seinen Wagnischarakter behält. Doch ist für den christlichen Gottesglauben noch ein Zweites wesentlich. Christen glauben nicht einfach an ein letztes Prinzip, an einen Weltarchitekten oder an einen ersten unbewegten Bewegten. Sie gehen über diesen philosophischen Gottesglauben einen entscheidenden Schritt hinaus und wenden sich dem Gott zu, der sich uns als der Vater Jesu Christi zeigte.

Von der Güte Gottes

Dieser gütige Gott, der sich als der Vater Jesu Christi zeigte, darf nicht mit einem Patriarchen verwechselt werden, der autoritär bestimmt, was zu geschehen hat, und dem man sich besser unterordnet, um unliebsame Konsequenzen zu vermeiden. Dieser Gott darf auch nicht mit dem verwechselt werden, von dem Friedrich Schiller einmal sagte: "Droben überm Sternenzelt wird ein gütiger Vater thronen." Gott spinnt nicht irgendwo die Fäden der Geschichte und blickt in weiser Selbstgefälligkeit auf uns Erdenkinder herab.

Wie wir aus der jüdisch-christlichen Geschichte immer wieder erfahren können, lässt sich Gott mit uns Menschen ein, leidet mit uns und freut sich mit uns, trauert mit uns, warnt uns und bangt um uns. Diesem Gott ist nichts Menschliches unbekannt. Er kennt die Höhen und Tiefen unseres Lebens. Aber obwohl er uns so genau kennt, hat er uns noch nicht aufgegeben. In dem Gebet, das die Welt umspannt, lehrte uns Jesus, dass wir Gott so anreden können, wie ein Kind seinen Vater anredet, in vollem Vertrauen, völliger Zuversicht und Hingabe. Wenn wir von dem Gott reden, der es immer wieder neu mit uns wagt, durch dessen Güte es mit uns noch nicht ganz aus ist, dann wäre es leichtfertig, ihn als gutmütigen und etwas senilen Greis anzusehen. Es ist ja gerade das Erstaunliche, dass Gott, der nicht auf uns angewiesen ist, für den wir nur ein Stäubchen im großen Universum sind, immer wieder Interesse an uns zeigt, uns nachgeht und uns nicht verloren gibt. Gottes Geschichte mit uns Menschen kann geradezu als Geschichte einer großen Einladung charakterisiert werden.

Auch Christen sind vor Zweifeln an der Existenz Gottes nicht geschützt. Auch uns kommt es immer wieder als gefährliches Wagnis vor, uns mit Gott einzulassen. Doch wir empfangen immer wieder neu die unverdiente Güte Gottes. Martin Luther hat das in der Auslegung des 1. Glaubensartikels für die damals ländliche Situation so ausgedrückt:

"Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat, samt allen Kreaturen,
mit Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder,
Vernunft und alle Sinne gegeben hat
und noch erhält;
dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker,
Vieh und alle Güter;
mit aller Notdurft und Nahrung dieses Leibes und Lebens mich reichlich und täglich
versorgst, wider alle Fährlichkeit beschirmt
und vor allem Übel behütet und bewahret; und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher
Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit:
des alles ich ihm zu danken und zu loben
und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin.
Das ist gewisslich wahr."

Was hier bei Luther durchklingt, sollte auch uns heute zum Nachdenken anregen. All das, was wir als selbstverständlich nehmen, verdanken wir im Grunde der unverdienten Güte Gottes. In unserer Zeit, wo uns manches Selbstverständliche wieder etwas fraglicher geworden ist, könnte uns das Bekenntnis zu einem persönlichen Gott dazu ermutigen, unser Leben mit all seinen vielfältigen Inhalten nicht als Selbstverständlichkeit hinzunehmen, sondern als Geschenk Gottes zu betrachten. Vielleicht bekäme dann unser Leben wieder etwas von der Würde zurück, die oft in der Hast des Alltags verloren geht.

ZUM NACHDENKEN

Die Toren sagen in ihrem Herzen: "Es gibt keinen Gott."

Sie handeln verwerflich und schnöde; da ist keiner, der Gutes tut.

Der Herr blickt vom Himmel herab auf die Menschen, ob noch ein Verständiger da ist, der Gott sucht.

Alle sind sie abtrünnig und verdorben, keiner tut Gutes, auch nicht ein einziger.

Haben denn all die Übeltäter keine Einsicht? Sie verschlingen mein Volk.

Sie essen das Brot des Herrn, doch seinen Namen rufen sie nicht an.

Es trifft sie Furcht und Schrecken; denn Gott steht auf der Seite der Gerechten.

Die Pläne der Armen wollt ihr vereiteln, doch ihre Zuflucht ist der Hem

Ach, käme doch vom Zion Hilfe für Israel! Wenn einst der Herr das Geschick seines Volkes wendet, dann jubelt Jakob, dann freut sich Israel

3. "DEN ALLMÄCHTIGEN"

Von der Ohnmacht und Allmacht Gottes

Während der mittelalterliche Mensch an der Allmacht Gottes litt, leiden wir heute an der Ohnmacht Gottes. Ein jüdischer Theologe hat das so formuliert: "Wenn es Gott gäbe, hätte er niemals zulassen können, dass sich Auschwitz ereignete. Hätte er es aber zugelassen, müssten wir ihn seines göttlichen Amtes entheben." Eine evangelische Theologin fasste den gleichen Sachverhalt in folgende Worte: "Denn jener Gott, der wegen des Leidens der Unschuldigen angeklagt wird, ist der Gott der Allmacht, der König, Vater und Herrscher über die Welt. Ihn klagt die Moderne mit Recht an - und alle theologischen Kunststücke, sie zum Schweigen zu bringen durch die bloße autoritative Setzung Gottes, der uns verstummen heißt, weil nur er das Recht des Fragens und der Anklage hätte, können die Wahrheit dieser Frage an den allmächtigen Gott nicht ersticken. Will man sie nicht zum Schweigen bringen oder religiös verdrängen, so führt sie zur Absetzung des theistisch verstandenen Gottes."

Das Leiden an der Allmacht Gottes

Das Leiden an Gott, das bis zur Absetzung Gottes führen kann, wurde mir vor Jahren bewusst, als ich nach dem Abitur in einer Fabrik arbeitete. Mein unmittelbarer Arbeitskollege war ein älterer und gütiger Mann. Als er eines Tages erfuhr, dass ich Theologie studieren wollte, bekannte er, dass er nicht an Gott glaube. Auf meine erstaunte Frage: Warum? antwortete er: "Wenn ich mich heute in der Welt umsehe, mit all ihrer Grausamkeit und Ungerechtigkeit, dann kann ich nicht an Gott glauben." Auch wir leiden immer wieder an der Diskrepanz, dass es einerseits Gott geben muss, dass es aber andererseits in unserer Welt so ungöttlich und widergöttlich zugeht. Warum fährt Gott nicht dazwischen, schafft Ordnung in dieser Welt und sorgt für Gerechtigkeit und Frieden?

Diese Warum-Frage erschüttert auch im persönlichen Leben unseren Glauben immer wieder. Als ich im vergangenen Sommer, wie aus heiterem Himmel plötzlich eine Rippenfellentzündung bekam, fragte ich den mich behandelnden Internisten, was wohl der Grund dafür gewesen sein könnte. Er antwortete: "Das weiß ich auch nicht. Aber die Frage: Warum gerade ich und warum gerade jetzt? wird mir von fast jedem Patienten gestellt." Einer meiner theologischen Lehrer sagte einmal: "Den Menschen erschüttert nichts so sehr, als wenn er weiß, dass es gar nicht so hätte sein müssen." Die Frage, warum gerade mir so etwas passieren muss, dass ich etwa erkrankte, mir der Ehepartner untreu wird oder dass meine Kinder sich von mir abwenden, treibt viele von uns herum.

In der Bibel ist ein ganzes Buch dieser Fragen nach dem Warum des persönlichen Schicksals gewidmet. Hiob war ein wohlhabender Großgrundbesitzer, er war bei allen beliebt, hatte Söhne und Töchter und eine glückliche Familie. Aber plötzlich, so hören wir, geht alles in Trümmer. Seine Arbeiter werden von feindlichen Stämmen erschlagen, die Herden weggeführt, und seine Kinder kommen im Unwetter um. Auch er selbst wird von Krankheit befallen. Schließlich setzt seine Frau ihm mit den Worten zu: "Das hast du nun von deiner Frömmigkeit. Wo ist denn dein Gott, der dir hilft?" Auch seine drei Freunde, die ihm noch geblieben sind, handeln nicht viel besser. Auch sie fragen: "Da muss doch bei dir etwas falsch gelaufen sein, denn umsonst kann Gott dich nicht so bestrafen." Entgegen dem Rat seiner Frau und wahrscheinlich auch entgegen unserer Handlungsweise, fällt Hiob nicht von Gott ab. Doch auch ihm kommt dies alles rätselhaft und unverstänlich vor. Und so wendet er sich

schließlich an Gott und fragt: "Womit habe ich das alles verdient? Bist du nicht ungerecht gegen mich?"

Ein scharfsinniger Theologe könnte hier einwenden, Hiob führe gegenüber Gott freche Worte, da er behauptet, all dieses Unglück nicht verdient zu haben. Dennoch müssen wir feststellen, dass Hiob niemandem unrecht getan hatte und immer ein guter Mensch gewesen war. So neigen wir wahrscheinlich dazu, uns auf die Seite Hiobs zu stellen. Denn wie kann der Gott, der uns hier als allmächtiger Gott vorgestellt wird, so mit einem Menschenleben spielen? Wie kann Gott all den Jammer, die Ungerechtigkeit und die Schmerzen, die sich daraus ergeben, zulassen? Wenn im Hiob-Buch dann Gott vor diesen schwergeprüften Menschen hintritt und ihn an seinen Platz verweist mit den Worten, dass gegenüber dem allmächtigen Gott der Mensch ja nur ein unbedeutendes Stäubchen im Universum ist, das an die Macht und Souveränität Gottes überhaupt nicht heranreicht und deswegen Gottes Wege überhaupt nicht anzweifeln darf, so ist mit einer solchen Antwort, wenn es sich dabei überhaupt um eine Antwort handelt, vielen von uns nicht gedient. Gottes Allmacht schafft die Ungerechtigkeit, das Leid und den Kummer nicht aus der Welt.

Aber vielleicht sollten wir hier auch auf das Ende des Hiob-Buches achten. Dort heißt es: "Und der Herr segnete hernach Hiob mehr denn zuvor... Und Hiob starb alt und lebenssatt." Man könnte geneigt sein, dies wie in einem üblichen Hollywood-Film als Happy End zu betrachten. Aber damit hätte man die Absicht dieses Buches missverstanden. Uns wird keine eindeutige Antwort auf die Warum-Frage gegeben. Eine solche Antwort kann man wahrscheinlich in dieser Welt gar nicht geben. jedoch deutet das Ende Hiobs, dass summa summarum die Geschichte Hiobs mit Gott sich doch gelohnt hat. In der Dunkelheit der einzelnen Tage, in denen Hiob Gott nicht gesehen und noch viel weniger verstanden hat, blieb oft das Ende verborgen, an dem es heißt: Es hat sich gelohnt.

Nun muss sich allerdings unser Glaube an den allmächtigen Gott auch im Alltag Immer wieder neu bewähren. Wir können nicht einfach blind glauben. Solcher Glaube käme nicht nur einem Opfer unseres Verstandes gleich, sondern wäre auch Leichtgläubigkeit. Hier sollten wir vielleicht an Martin Luther denken. Er litt nicht an der Ohnmacht Gottes, sondern ganz im Gegenteil an Gottes Allmacht. Wenn Gott wirklich der Gott ist, von dem uns die Bibel erzählt, der Gott, vor dem nichts verborgen ist, der Gott, dem wir über jede Minute unseres Lebens Rechenschaft abgeben müssen, dann, so sagte Luther, könnten wir vor einem solchen Gott niemals bestehen. Wir wären zur ewigen Gottesferne verdammt. Es gäbe für uns überhaupt keine Hoffnung über den Tod hinaus. Dieses Erschrecken vor der Majestät und Allmacht Gottes, das Luther fast zur Verzweiflung brachte, führte ihn zu einer Umwertung aller Werte.

Gott führt zu einer Umwertung aller Werte

Luther erkannte, dass Jesus uns Gott als unseren Vater gezeigt hat. Damit kann er kein drohender und zürnender Gott sein, der unerbittlich von uns Rechenschaft über unser Leben fordert. Er kann auch kein Gott sein, der seine Allmacht dazu benutzt, um uns wie ein Dämon zu quälen und zu täuschen. Luther erkannte, dass Gott letztlich immer nur unser Heil will. Dazu gab er uns seine Verheißungen, dass trotz alledem, was in der Welt geschieht, schließlich seine Gnade über unser Leben triumphieren wird. Gerade deswegen betonte Luther immer wieder, dass wir uns an das Wort Gottes hängen müssen, denn dieses Wort ist nicht richtend oder strafend, sondern ein Wort der Hoffnung und der rechten Weisung.

Allerdings bemerkte Luther auch, dass dieser Gott, der sich mit uns einlässt, ein allmächtiger Gott sein muss, dessen Wille durch niemanden und nichts gehindert werden kann. Die Allein-

und Allwirksamkeit Gottes war für Luther von Grunde auf lebenswichtig. Wenn Gott uns seine Verheißungen gab, dann muss er auch die Macht dazu haben, diese Verheißungen einmal Realität werden zu lassen. Eine der scharfsinnigsten und theologisch durchdachten Schriften, die Luther je geschrieben hat, handelt unter dem Titel *Vom unfreien Willen* von der Allmacht Gottes. Darin betont Luther, dass die Allmacht oberstes Prinzip des Wirkens Gottes ist.

Es ist sicher kein Zufall, dass an den beiden Stellen, an denen in der Bibel die Feststellung gemacht wird, dass für Gott nichts unmöglich ist, auch von Gottes Handeln zu unserem Heil gesprochen wird. Zum ersten Mal hören wir davon, als Abrahams Frau Sara über die Verheißung Gottes, dass sie in ihrem hohen Alter noch einen Erben gebären solle, ungläubig lächelt (Gen 18,14). Als Maria verkündet wird, dass sie den Retter der Welt gebären soll (Lk 1, 37), hören wir zum zweiten Mal, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist. Gottes Allmacht wird also nie frivol und willkürlich eingesetzt, sondern stets so, dass seinen Verheißungen Wahrheitscharakter zukommt.

Für Luther ist die Allmacht Gottes deswegen so wichtig, weil nur so Gott selbst seine Verheißungen verwirklichen kann und wir nicht irgendwie auch noch unseren Teil zu unserem Heil beitragen müssten. Luther hatte nämlich erkannt, dass, wo immer wir an einer Sache mitarbeiten, es letztendlich unsicher ist, inwieweit wir aufgrund unserer begrenzten Leistungsfähigkeit und Ausdauer das Beabsichtigte auch verwirklichen können. Wenn jedoch Gott allein das uns verheißene Ziel einer neuen Welt und einer erneuerten Menschheit herbeiführen will, dann können wir getrost sein, dass Gottes Verheißungswort nicht unerfüllt zu ihm zurückkehrt. Es ist ein geschichtlich wirkendes Wort, das die Welt verändern wird.

Luther war allerdings kein naiver Optimist, sondern wusste auch um die dunklen Seiten der Geschichte. Wenn Gott also allmächtig ist, warum geschieht dann soviel Böses in der Welt? Warum ändert dann Gott nicht den dämonischen Willen der Menschen, durch die unsägliches Leid in diese Welt gebracht wird? Luther wusste auf diese Fragen keine Antwort. Er wies darauf hin, dass dies zu den Geheimnissen Gottes gehöre, die man nicht ergründen könne. Wir sind aber nicht an den unergründlichen und geheimnisvollen Gott gewiesen, so erkannte Luther, sondern an den offenbaren Willen Gottes, der bedeutet, dass es für uns eine Zukunft hinter all dem Dunkel und der Zerrissenheit dieser Welt gibt. Daran, sagte Luther, sollen wir uns halten. Wenn wir uns an Gottes Verheißungswort halten, dann werden wir erfahren, dass Gott vertrauenswürdig ist.

Die Erfahrung von Gottes Vertrauenswürdigkeit

Dietrich Bonhoeffers Aufzeichnungen aus den Gefängnissen des NS-Staates, die unter dem Titel *Widerstand und Ergebung* erschienen sind, enthalten zwei Aussagen, die die Erfahrung von Gottes Vertrauenswürdigkeit für uns verdeutlichen.

Zunächst lesen wir bei Bonhoeffer: "Nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen erfüllt Gott." Hier kommt zum Ausdruck, dass die Allmacht Gottes für uns Grenzen hat. Wir wünschen uns manche Veränderungen in der Welt und flehen Gott auch oft darum an. Aber er allein entscheidet, ob diese Wünsche, die er alle anhört, aber nicht alle erhört, auch realisiert werden. Wir mögen das nicht immer für gut halten. In einer Hinsicht zumindest ist es jedoch auch gut für uns. Wir wissen nicht, was in der Zukunft liegt, was das nächste Jahr, die nächste Woche oder auch nur der nächste Tag für uns bringt. Das Märchen vom Hans im Glück", warnt nicht zu Unrecht davor, was geschehen würde, wenn alle unsere Wünsche in Erfüllung gingen. In unserer Unkenntnis der Zukunft und in unserer Unbedachtheit geschähe da oft mehr

unbeabsichtigtes Unheil als Heil für die Welt. Deshalb ist es gut, dass allein der, dem nichts in der Zukunft verborgen ist, über die Zukunft zu entscheiden hat.

Dann heißt es bei Bonhoeffer allerdings auch: "Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet." Gott ist kein zeitloses Fatum, das man etwa mit den sogenannten unabänderlichen Naturgesetzen vergleichen könnte, oder ein jenseitiger Schiedsrichter, der in unerbittlicher Unparteilichkeit Gutes und Böses austeilt. Die Allmacht Gottes darf nie vom Vatersein Gottes abgetrennt werden. Gott will mit uns in einen Dialog treten und will nicht, dass wir unser Leben in Gottvergessenheit führen. Aber ein Dialog würde zum Monolog geraten, wenn nicht auch die Gegenseite antwortend handeln würde. Deshalb bekommt auch das Gebet, das wir leider meist nur als Bittgebet kennen, nur in der Allmacht Gottes seinen Sinn. Gott beantwortet Gebete und gibt unserem Handeln seinen Segen. Dies dürfen wir immer wieder bei Gott erfahren.

Allerdings ist Gebet kein Ersatz für Engagement. Hier schärft uns Martin Luther wieder ein, dass Gott höchst selten unmittelbar mit und an uns handelt. Gewöhnlich dienen Menschen als Masken Gottes, unter und hinter denen er handelt, so dass es den Anschein hat, als ob wir alles tun würden, obwohl es doch im letzten Sinn Gott ist, der alles vollbringt. Wir sind aufgerufen, Arme, Hände und Füße Gottes zu sein, um diese Welt gottähnlicher zu gestalten. Auch bei der Erhörung eines Bittgebetes handelt Gott fast immer mittelbar. Nur in den allerseltensten Fällen wird etwas so geschehen, wie es sonst überhaupt nicht möglich war. Wenn unser Gebet erhört wird, so dass wir eine Prüfung erfolgreich bestehen oder von einer Krankheit wieder genesen, dann wäre es doch merkwürdig, wenn wir dies einfach unserer sorgfältigen Vorbereitung oder dem Geschick der Ärzte zuschreiben würden. Die natürlichen Ursachen sollen und dürfen uns nicht die Sicht dafür verstellen, dass hinter allem letztlich doch der allmächtige Wille Gottes steht.

Dieser Wille Gottes wird für jeden von uns irgendwann einmal rätselhaft und unergründlich sein. Allerdings können wir nicht bei der unergründlichen Majestät Gottes stehen bleiben, ohne dass unser Christenleben auf die Dauer gesehen Schaden erleidet. Wir müssen dahin blicken, wo die Allmacht Gottes für uns fassbar und einsichtig geworden ist, nämlich auf die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Dort hat sich Gott als der zu erkennen gegeben, der uns eine Verheißung und einen Weg über die Irrungen und Wirrungen dieses Lebens hinaus zeigt. Von dieser gnädigen Herablassung Gottes zu uns und der Richtungsweisung, die darin gegeben ist, können wir unser Leben gestalten und die Rätselhaftigkeit dieses Lebens ertragen. Weil er die Welt überwunden hat, brauchen wir uns in ihr nicht zu fürchten, sondern können verantwortlich an je unserem Platz stehen und uns der gnädigen Allmacht Gottes anvertrauen.

ZUM NACHDENKEN

Da antwortete Hiob dem Herrn und sprach:

Ich hab' erkannt, dass du alles vermagst; kein Vorhaben ist dir verwehrt.

Wer ist es, der ohne Einsicht den Rat verdunkelt? So habe ich denn im Unverstand geredet über Dinge, die zu wunderbar für mich und unbegreiflich sind.

Hör doch, ich will nun reden, ich will dich fragen, du belehre mich!

*Vom Hörensagen nur hatte ich von dir vernommen;
jetzt aber hat mein Auge dich geschaut.*

*Darum widerrufe ich und atme auf, in Staub und
Asche...*

*Der Herr aber segnete die spätere Lebenszeit Hiobs
mehr als seine frühere ...*

Dann starb Hiob hochbetagt und satt an Lebenstagen.

Hiob 42,1-6.12.17

4. "DEN SCHÖPFER DES HIMMELS UND DER ERDE"

Schöpfungsglaube und Naturerkenntnis

Der große Philosoph Martin Heidegger sagte einmal: Keine Zeit hat ihr Wissen vom Menschen in einer so eindringlichen und bestrickenden Weise zur Darstellung gebracht wie die heutige ... Aber auch keine Zeit wusste weniger, was der Mensch sei, als die heutige. Keiner Zeit ist der Mensch so fragwürdig geworden wie der unsrigen." Mit dieser Aussage ist im Grunde genommen die ganze Problematik von Schöpfungsglaube und Naturerkenntnis, die wir heute bedenken wollen, umschrieben.

Wir wissen so viel über die Entwicklung des Universums, der Tierarten und des Menschen, dass es uns immer schwerer fällt, einen Überblick über das sich ständig erweiternde Einzelwissen zu gewinnen. Da wir vor der Vielfalt der Einzelinformationen den sprichwörtlichen Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen, ergibt sich für uns kaum noch ein zufriedenstellendes und abgerundetes Gesamtwissen. Deshalb verabsolutieren manche Menschen oft Einzelfakten und bekennen mit dem Brustton der Überzeugung etwa: „Der Mensch stammt vom Affen ab“, oder Gott hat die Welt in sieben Tagen erschaffen“. Oft artet die ideologische Verabsolutierung solcher Einzelfakten zu einem regelrechten ideologischen Glaubenskrieg aus. Man verteufelt die andere Seite als materialistische Atheisten oder wissenschaftlich ungebildete Fundamentalisten. Befragt man allerdings die Bibel, wie sie das Verhältnis von Schöpfungsglaube und Naturerkenntnis ansieht, das sich im Bekenntnis zum Schöpfer des Himmels und der Erde ausdrückt, dann kann von solch einer Verabsolutierung irgendwelchen Teilfakten kaum die Rede sein.

Zunächst muss man allerdings erkennen, dass der Schöpfungsglaube niemals im Mittelpunkt des israelitischen Gottesglaubens stand. Vielmehr war für die Israeliten wichtig, dass Gott eine besondere Beziehung zu ihnen, dem von ihm erwählten Volk hatte. Dieser Gott hatte sich mit bestimmten geschichtlichen Ereignissen Israels identifiziert, etwa dem Auszug aus Ägypten und dem Geschehen am Berg Sinai, und wurde so als der Schöpfer und Garant der Geschichte Israels verstanden. Als jedoch Israel mit den Schöpfungsmythen der Nachbarvölker konfrontiert wurde, gewann es darüber Klarheit, dass der Gott, den es in seiner Geschichte als Volk, Sippe und Einzelner erfahren hatte, auch der sein musste, der die ganze Welt erschaffen hatte. Der Glaube an Gott den Schöpfer ist damit kein selbständiger Glaubensgegenstand, sondern leitet sich von dem Bekenntnis zu dem Gott der Geschichte ab und wird von diesem Bekenntnis aus geradezu erforderlich. Weil Gott die Geschichte in seinen Händen hat, muss er ihr auch in einem allumfassenden Sinne den Anfang gesetzt haben und ebenso ihre Erfüllung bewirken. Der Schöpfungsglaube kann jedoch auch als Ergebnis der Naturerkenntnis angesehen werden.

Der Schöpfungsglaube als Ergebnis der Naturerkenntnis

Der Schöpfungsbericht auf der ersten Seite der Bibel beginnt mit den bekannten Worten: "Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Dieses Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer wird dann in den folgenden Versen weiter ausgeführt. Obwohl aus den dort erwähnten Einzelheiten genügend Fakten zu erheben sind, die andeuten, wie die Israeliten sich damals die Welt vorstellten, wäre es kurzschlüssig, dieses in das damalige Weltbild gekleidete Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer des Himmels und der Erde als naturwissenschaftlich fundierten Bericht im Sinne unseres heutigen, naturwissenschaftlichen Weltbildes zu verstehen. Vielmehr soll mit diesem Bekenntnis am Anfang der Bibel zweierlei ausgesagt werden:

1. Gott ist der Schöpfer der ganzen Welt.
2. Die Welt ist nicht selbst göttlich, sondern von Gott geschaffen. Beide Punkte waren damals besonders strittig und sind es im Grunde bis zum heutigen Tag geblieben.

Fast in allen Religionen kennt man Schöpfungsmythen, in denen erzählt wird, wie ein Schöpfergott oder die Götter schlechthin in mühevoller Arbeit, aber schließlich doch erfolgreich, die Welt erschaffen haben. Auch in der Umwelt Israels kursierten eine Vielzahl solcher Schöpfungsmythen. Die Israeliten konnten es sich jedoch nicht vorstellen, dass es neben Gott noch anderer Götter bedürfe, um die Welt zu erschaffen. Mit ihrer Gotteserfahrung blieb es auch unvereinbar, dass sich Gott nur mühevoll, nach hartem Kampf gegen alle widerspenstigen Mächte, hätte durchsetzen sollen, um die Welt zu erschaffen, wie man es aus den Schöpfungsmythen der Umwelt Israels kannte. Ihre Erfahrung mit Gott war so überzeugend, dass die Israeliten diesen Gott als den bekannten, der in unvergleichlicher Souveränität und Mühelosigkeit die ganze Welt erschuf. Er benötigte dazu weder Mitgötter noch irgendwelche andere Vorgaben. Er schuf die Welt schlechthin aus dem Nichts und setzte ins Dasein, das vorher nicht bestand.

Während die Israeliten davon überzeugt waren, dass Gott in seiner Schöpfung alles vortrefflich bestellt hatte und dass der Mensch in gewisser Weise dazu ausersehen war, als Gottes Stellvertreter zu fungieren, dass Gott ihn also zu seinem Bildnis erschaffen hat, war ihnen der Gedanke völlig fremd, dass irgend etwas in der Welt neben Gott auch noch göttliche Qualität haben könne. Obwohl die Israeliten gegen geistliche Fehlritte nicht gefeit waren, bekannten sie ohne weiteres Gott den Schöpfer so, dass nur ihm göttliche Qualität zukam. Alles von ihm geschaffene, wenn auch von ihm sanktioniert und autorisiert, entbehrte dieser göttlichen Qualität. Wenn man die Nachbarreligionen Israels betrachtet, dann versteht man, dass die Behauptung, Gott habe die Sonne, den Mond und die Sterne geschaffen, gleichsam einer Ablehnung der Verehrung der Gestirne in diesen Religionen gleichkam.

Durch das Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer wurde die Welt der Entgöttlichung anheim gegeben und damit wurde eine planmäßige Erforschung und Indienstnahme der Welt erst möglich. Inzwischen ist allerdings die Entgöttlichung der Welt so weit fortgeschritten, dass manche versuchen, Gott selbst aus der Welt zu entfernen. Doch scheinen auch wir heute nicht ohne ein Letztbegründbares auszukommen, denn sobald man Gott den Schöpfer als nicht mehr zeitgemäß für eine Begründung der Welt abtat, nahm dafür die Welt selbst absolute Züge an. So wurde die Absolutheit der Materie und die unverbrüchliche Geltung der Naturgesetze proklamiert. Man behauptete, dass die Welt selbst Ewigkeitscharakter habe und alles in ihr nach unabänderlichen Gesetzen ablaufe. Die Schöpfung nahm absolute Züge an, an denen der auf Sicherheit angewiesene Mensch Halt zu gewinnen suchte. Doch bald zeigte die Schöpfung selbst, dass absolute Züge ihr keineswegs zustanden. Die "Ewigkeit" der Materie enthüllte ihre Endlichkeit und die Naturgesetze zeigten, dass ihnen nur Erfahrungswerte zugrunde liegen. Doch die Relativität der einst für absolut gehaltenen Grundbausteine der Welt vergrößerte die Orientierungslosigkeit des Menschen noch mehr.

Vielleicht sollten wir an diesem Punkt uns an den Ausspruch von Immanuel Kant erinnern, dass der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir die besten Zeugen für das Dasein Gottes sind. Wie selbst der britische Astronom und Skeptiker Fred Hoyle bekannte, ist durch die fortschreitende Naturerkenntnis die Welt keineswegs einsichtiger, sondern nur noch rätselhafter geworden, so dass sich für ihn, wie für viele andere, die Existenz eines höheren Wesens gleichsam aufdrängt. Man wäre jedoch schlecht beraten, würde man den biblischen Glauben an Gott den Schöpfer dahin verkürzen, dass ein höheres Wesen der Welt ihr Ursprung und Richtung gegeben habe. Für die Israeliten im Alten

Testament wie auch für die Christen im Neuen Testament war der Glaube an Gott den Schöpfer keine Theorie über die Vergangenheit, sondern beinhaltete eine Hoffnung für die Zukunft.

Der Schöpfungsglaube als Hoffnung der Naturerkenntnis

Als man im 19. Jahrhundert Gott aus dem materialistischen Weltbild verdrängt hatte, fühlte man sich sehr zuversichtlich und optimistisch. Unsere Welt hatte damals für viele Ewigkeitscharakter angenommen und aus Charles Darwins Werken glaubte man herauslesen zu können, dass der Mensch, wenn er sich schon so weit entwickelt hätte, dann auch zu völlig neuen Höhen aufstreben könne. Zwar hatte der Einzelne keine Zukunftshoffnung, denn der Mensch ist, was er isst, wie Feuerbach erklärte, aber die Zukunft der Menschheit selbst wurde in rosigen Farben geträumt. In einem aufgeklärten und der Zukunft zugewandten Zeitalter, so dachte man damals gegen Ende des 19. Jahrhunderts, sollten selbst Kriege keinen Platz mehr haben. Im friedlichen Wettstreit würde sich die Menschheit immer höher entwickeln. Doch es kam anders.

Durch zwei schreckliche Weltkriege und fast kontinuierliche Teilkriege ist uns der Glaube an den immerwährenden Frieden, den wir selbst in der Hand haben, drastisch und gründlich ausgetrieben worden. Auch wenn heute eine Friedensbewegung die Welt umgreift, so ist sie keineswegs aus der Euphorie einer neuen Weltschau geboren, sondern aus der nackten Angst, dass unsere Welt durch unser Verschulden völlig zugrunde gehen könnte. Auch die Natur macht uns keine großen Hoffnungen für die Zukunft. Zwar hat das Gesetz der Entropie uns schon lange vor Augen geführt, dass unserer Welt keine ewige Zukunft beschert ist, sondern alles in ihr einmal verglühen wird, wenn sich alle Energiedifferenzen ausgeglichen haben. Viele Naturwissenschaftler vertreten, dass dieser Prozess unumkehrbar ist und irgendwann einmal eine ausgebrannte Welt bewirkt, in der Leben schlechthin unmöglich ist. Doch dieser zweite Hauptsatz der Thermodynamik, das Gesetz von der Entropie, bleibt nur für wenige einsichtig.

Viel deutlicher steht uns heute unsere gefährdete Zukunft vor Augen, wenn wir an das Waldsterben, den saueren Regen, die technologische Landschaftszerstörung oder die unwiederbringliche Erschöpfung unserer Rohstoffvorräte denken. Obwohl wir es eigentlich immer hätten wissen können, merken wir erst jetzt, dass es ungehindertes Wachstum nur bei Krebszellen gibt, die aber zugleich gutes Gewebe zerstören. In einer begrenzten Welt können wir uns nicht stetig ausdehnen. Früher oder später stoßen wir an die Grenzen dessen, was die Erde ertragen und uns geben kann. Doch auch wenn wir noch so sparsam und bescheiden wären, würde für uns auf dieser Erde irgendwann das Ende kommen. So drängt sich durch unsere wachsende Naturerkenntnis uns immer mehr die Überzeugung auf, dass alle unsere eigenen Pläne und Hoffnungen an der Grenze unseres Lebens zunichte werden.

Die Israeliten waren der Natur gegenüber keineswegs blind. Sie erkannten die Begrenztheit des menschlichen Lebens und die Begrenztheit der Welt. So lesen wir etwa im Psalm 90: "Unser Leben währt 70 Jahre, und wenn es hochkommt, sind es 80 Jahre. Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn unsere Tage gehen rasch vorbei, als flögen sie davon" (Ps 90, 10). Aber dieser Psalm besteht nicht nur aus Klagen über die Begrenztheit des Menschenlebens, sondern stellt gleich zu Beginn fest: Herr, du warst unsere Zuflucht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ehe denn die Berge geboren wurden und die Erde und die Welt geboren wurde, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Ps 90, 1 f.). Israel gewann immer mehr die Gewissheit, dass dieser Gott, der die Welt und uns alle ins Leben

gerufen hat, auch der Gott ist, der uns eine neue Zukunft über die Begrenztheit dieser Welt hinaus ermöglichen wird.

Nicht zufällig wird das gleiche Wort, das das göttliche Schaffen am Anfang bezeichnet, wieder gebraucht, um das Heilsschaffen am Ende der Zeit anzuzeigen. Allein der Gott, der der Welt ihren Anfang gab, kann den Werden- und Vergehens-Zusammenhang, in den wir und unsere Welt gestellt sind, durchbrechen und dieser Welt einen neuen Anfang geben. Somit wird der Schöpfungsglaube zentral für jede Hoffnung, dass es über diese, dem Vergehen zugewandte Welt, noch eine Hoffnung für uns geben soll. Nun könnte man allerdings einwenden, dass solch eine Hoffnung eine reine Projektion unserer Wünsche und Sehnsüchte sei, die man geschickt mit dem Glauben an Gott den Schöpfer verknüpft habe. Zur Beurteilung dieses Einwands muss man über das Alte Testament hinausgehen. Dann wird deutlich, dass der Schöpfungsglaube geradezu der Inhalt des christlichen Glaubens ist.

Der Schöpfungsglaube als Inhalt des christlichen Glaubens

Das Neue Testament ist davon überzeugt, dass unsere Zukunft nicht mehr einfach aussteht, sondern dass sie sich in dem Christusereignis geradezu schon vorweg ereignet hat. Wir singen etwa in einem Adventslied: "Das neue Licht bricht da herein und gibt der Welt einen neuen Schein." Was der Welt einst Hoffnung geben sollte, hat sich schon in Christus ereignet. So erinnert auch Paulus seine Mitchristen immer wieder daran, dass sie bereits neu geschaffen sind, dass das Alte vergangen ist und alles neu wurde. Nun war Paulus kein naiver Utopist. Auch er bemerkte, dass die Welt weiter ihren üblichen Verlauf nimmt, dass der Stärkere den Schwächeren übertrumpft und am Ende unseres Lebens der Tod steht. Allerdings erkannte er, dass für uns diese biologisch-historischen Gegebenheiten nicht mehr alleinbestimmend sind. Weil Jesus Christus uns eine neue Zukunft über diesen Tod hinaus zeigte, wissen wir, dass es auch für uns eine Hoffnung über die Begrenztheit dieser Welt hinaus geben kann. Deswegen stellt Paulus Jesus als den neuen Adam dem ersten, alten Adam, gegenüber. Für Paulus ist zu Recht die Auferstehung Jesu ein neuschöpferischer Akt Gottes, durch den der Welt eine neue Richtung gewiesen und diese in gewisser Weise schon vorweggenommen wird. So schreibt Paulus an die Gemeinde in Rom:

Ich bin überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Denn die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Die Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat; aber zugleich gab er ihr Hoffnung: Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt. Aber auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist haben, seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden.

Röm 8,18-23

Dass diese neue Lebensqualität einst so offenbart wird, dass all die Zerrissenheit, Dunkelheit und Verworrenheit dieser Welt abfällt, ist der Inhalt der christlichen Hoffnung.

Ohne den Glauben an Gott den Schöpfer, der in einer neuschöpferischen Weise unserem Leben eine neue Richtung geben kann, sind wir für immer der Begrenztheit dieser Welt

unterworfen. So war es auch für Martin Luther wichtig zu wissen, dass Gott nicht wie ein menschlicher Handwerker seine Schöpfung einmal erbaute und entlässt, sondern immer bei ihr bleibt, dass er nicht nur etwas anfängt, sondern es auch der Vollendung entgegenführt. Das Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer ist deshalb keine Theorie über den Anfang der Welt, sondern es ist das Bekenntnis zu dem, von dem es in einem Kirchenlied heißt: "Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da mein Fuß gehen kann."

ZUM NACHDENKEN

Herr, du warst unsere Zuflucht von Geschlecht zu Geschlecht.

Ehe die Berge geboren wurden, die Erde entstand und das Weltall, bist du, o Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Du lässt die Menschen zurückkehren zum Staub und sprichst: "Kommt wieder, ihr Menschen!"

Denn tausend Jahre sind für dich wie der Tag, der gestern vergangen ist, wie eine Wache in der Nacht.

Von Jahr zu Jahr säst du die Menschen aus; sie gleichen dem sprossenden Gras ...

Am Morgen grünt es und blüht, am Abend wird es geschnitten und welkt...

Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig.

Das Beste daran ist nur Mühsal und Beschwer, rasch geht es vorbei, wir fliegen dahin...

Unsere Tage zu zählen lehre uns! Dann gewinnen wir ein weises Herz.

Herr wende dich uns doch endlich zu! Hab Mitleid mit deinen Knechten!

Sättige uns am Morgen mit deiner Huld! Dann wollen wir jubeln und uns freuen all unsre Tage ...

Zeig deinen Knechten deine Taten und ihren Kindern deine erhabene Macht!

Es komme über uns die Güte des Herrn, unsres Gottes. Lass das Werk unsrer Hände gedeihen, ja lass gedeihen das Werk unsrer Hände!

5. "UND AN JESUS CHRISTUS, SEINEN EINGEBORENEN SOHN, UNSERN HERRN"

Jesus Christus — Leitbild, Vorbild, Abbild?

Bei unserer Betrachtung des ersten Glaubensartikels, der von Gott handelt, bemerkten wir immer wieder, dass man von Gott nicht unter Absehung von Jesus Christus sprechen kann. Obwohl gerade in unserem Jahrhundert die Frage nach Gott mit immer neuer Intensität gestellt wird, führt diese Frage immer wieder auf Jesus Christus hin, falls Gott sich nicht in einen blassen, nichtssagenden Allergott auflösen soll.

Für den christlichen Glauben ist es im Grunde genommen selbstverständlich, dass in seiner Mitte die Person Jesus Christus steht. Dies zeigt sich schon bei einer rein strukturellen Betrachtung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, denn der zweite Artikel, der von Jesus Christus handelt, nimmt bei weitem den größten Raum ein. Allerdings ist oft die Gefahr gegeben, dass hinter der Betonung Jesu Christi Gott selbst fast verschwindet. Wir dürfen also nicht vergessen, dass Jesus Christus Gott repräsentiert und auf Gott hinweist. Damit muss jede Aussage über *Christus* letztlich eine Aussage über Gott werden. Dabei besteht dann manchmal die Gefahr, dass *Jesus* überhaupt aus dem Mittelpunkt des christlichen Glaubens verdrängt wird, da er nur der ist, der auf Gott hinweist, aber nicht selbst einer Verehrung als Gott würdig ist. Würden wir solche Folgerungen ziehen, dann würden wir der weitverbreiteten Meinung anhängen, dass Jesus nur ein Religionsstifter war.

Jesus als Religionsstifter

Es ist sicher nicht zu bestreiten, dass der christliche Glaube ohne die Gestalt Jesu von Nazareth undenkbar ist. In dieser Weise kann man zu Recht sagen, dass Jesus von Nazareth den christlichen Glauben gegründet hat. Er steht so in einer Linie mit Religionsstiftern wie Siddharta Gautama, der den Buddhismus begründete, Mohammed, dem Verkündiger des Islam, und Lao-Tse, dem Begründer des Taoismus. All diese historischen Personen haben das Antlitz unserer Erde und das menschliche Bewusstsein unwiderruflich geprägt. Sie haben Millionen von Menschen die Grundwerte des Menschseins vermittelt. Natürlich kann man sofort fragen, wie tief die durch die Religion vermittelten Grundwerte gehen, wenn sich auch heute noch Volksgruppen im Namen der Religion bekriegen, wie dies in Nordirland oder im Libanon geschieht. Obwohl die Auseinandersetzungen dort im Namen bestimmter Religionen geführt werden, darf man nicht übersehen, dass hinter den Feindseligkeiten manifeste machtpolitische Interessen stehen, die nur im Nachhinein religiös verbrämt werden, da die politischen Machtblöcke jeweils einer bestimmten Religion angehören. Zwar hat es um die Ausformung einer bestimmten Religion immer wieder auch sehr handgreifliche Auseinandersetzungen gegeben, doch sind solche Auseinandersetzungen nicht in einer Animosität begründet, die etwa durch eine bekannte Religion gefördert worden wäre, sondern in dem vitalen Engagement der Religionsanhänger, die glaubten, es nicht mit ansehen zu können, wie andere dem Irrtum verfielen.

Wenn wir allerdings an die Menschenwürde und den unendlichen Wert der Einzelperson denken, so sind diese Phänomene untrennbar mit dem christlichen Glauben verbunden, genauso wie Gelassenheit, Leidenschaftslosigkeit und die Rücksichtnahme auf alles Lebende und Nichtlebende mit dem Buddhismus oder die Unterordnung eigener Wünsche unter den für alle geltenden Willen Allahs mit Mohammed verbunden sind. Wir bemerken hier sehr schnell, dass diese Grundwerte das menschliche Leben erleichtert und menschlicher gemacht haben.

Nun wäre es allerdings kurzichtig, Jesus von Nazareth nur als Religionsstifter zu kennzeichnen. Dies würde auch dem Zeugnis des christlichen Glaubens selbst widersprechen. Im Gegensatz zu den anderen erwähnten Weltreligionen und ihren Religionsstiftern gesteht der christliche Glaube Jesus Christus selbst göttliche Verehrung zu. Für den gläubigen Mohammedaner bleibt Mohammed immer ein Prophet, wenn auch der vornehmste von allen. Für den Buddhisten gibt es zwar Gebete zu Buddha, aber nicht wie zu einem Gott, wie uns ein Buddhist schnell versichern würde. Auch Lao-Tse wird nur als weiser Lehrer verehrt. Unter Christen jedoch gewann das Bewusstsein, dass man nicht nur die Botschaft Jesu weiter verkündigte, sondern Jesus selbst in diese Botschaft mit aufnahm als den, der selbst verkündigungswürdig ist. An dieser Behauptung des christlichen Glaubens, dass Jesus mehr sei als nur ein Religionsstifter, nehmen jedoch immer wieder Leute Anstoß. Kann man denn einem Menschen der einmal auf dieser Erde unter uns als Mensch lebte, mehr zuerkennen als nur rein menschliche Qualitäten? Um diesem berechtigten Einwand überhaupt nachgehen zu können, müssten wir uns zunächst fragen, was es mit diesem Jesus für eine Bewandnis hat.

Jesus als Gestalt der Geschichte

Die moderne Geschichtswissenschaft liefert uns zwei wichtige Tatsachen über Jesus von Nazareth. 1. Durch sorgfältiges Quellenstudium und den kritischen Vergleich mit anderen Zeitgenossen Jesu stellt sich uns Jesus als Gestalt der Geschichte dar, die den Vergleich mit anderen historischen Personen nicht zu scheuen braucht. Die verlässliche Information, die wir über Jesus von Nazareth haben, übertrifft in großem Maße die Information über andere historische Gestalten des Altertums. Wir wissen über Jesus weit mehr historisch Zuverlässiges als über Plato oder Siddharta Gautama. 2. Neben diesem Zutrauen zur historischen Gestalt Jesu zeigt die moderne Geschichtswissenschaft uns auch, dass unsere Informationen jedoch nicht ausreichen, um eine Biographie Jesu in allen Details zu erarbeiten. Viele der Erzählungen über Jesus, wie sie uns etwa die Evangelisten bieten, sind eben nichts weiter als Erzählungen, aber keine Zeitungsberichte. Sie sind in dem berechtigten Interesse geschrieben, zu zeigen, wie wichtig und bedeutsam Jesus ist, aber keineswegs im neutralen Karteikartenstil.

Dennoch fasziniert die Gestalt Jesu auch heute immer noch Menschen, wie wir etwa an dem in der Gegenwart wiedererwachten Interesse an der Bergpredigt Jesu sehen können. So wird Jesus oft als Weisheitslehrer eingeführt, der viele bedeutsam Einsichten vermittelte. Auch Mahatma Gandhi las seinen indischen Landsleuten gerne aus dem Neuen Testament vor, um ihnen zu zeigen, wie man zu leben hätte. In dieser Hinsicht ist das Neue Testament sicher immer noch aktuell. Ob es um das Miteinanderleben der Menschen geht, um den Wert des Einzelnen vor Gott, oder auch um das Verhalten im Alltag, immer wieder kann man bei Jesus in die Lehre gehen. Wie oft ist das Doppelgebot der Liebe: "Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft" und "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (Mk 12,30f) geradezu als Zentraussage des christlichen Glaubens angesehen werden. Dabei blieb allerdings meist unberücksichtigt, dass Jesus hier nur zwei alttestamentliche Zitate aneinandergesetzt hatte (Dtn 6,4f und Lev 19,18).

Gerade bei einer historischen Figur, und hier macht Jesus von Nazareth keine Ausnahme, ist es wichtig, sie in ihrem Gesamtzusammenhang zu betrachten. Man darf sie nicht aus ihrem historischen Kontext herauslesen und ihre Aussagen geschichtslos auf die Gegenwart übertragen. Will man eine Aussage in die Gegenwart übertragen, muss man jedes Mal fragen, wie sie wohl damals gedeutet worden wäre und wie diese Bedeutung sich heute vermitteln

lässt. Deklariert man Jesus von Nazareth zu einer zeitlosen Gestalt, wie es oft geschehen ist, wird er damit geschichtslos und verliert seine Wurzeln in der Geschichte Israels. Lässt man Jesus von Nazareth allerdings im Kontext seiner Geschichte stehen, gerät man in ein schwieriges Problem, das schon Gotthold Ephraim Lessing vor 200 Jahren formulierte: wie werden zufällige Geschichtswahrheiten zu verbindlichen Vernunftwahrheiten?

Der garstige Graben der Geschichte, der sich zwischen Jesus und uns auftut, scheint unüberbrückbar. Jesus war ein einfacher Jude, der wahrscheinlich das Zimmermannhandwerk erlernt hatte und für einige Jahre als Wanderprediger in einem Gebiet, das kleiner als Bayern ist, Anhänger um sich scharte, bis ein gewaltsamer Tod seinem Leben ein frühes Ende bereitere. Wenn solch ein Mensch für uns heute noch irgendwelche Bedeutung haben kann - so ist man geneigt zu denken -, dann doch nicht in der Begrenztheit seiner Geschichte, sondern allein in dem, was man von dieser Geschichte als ewig gültige Wahrheit abstrahiert erheben kann. Allerdings bleiben alle Versuche, Jesus so aus seiner Geschichte herauszuheben, immer im Subjektiven verhaftet.

Der Tropenarzt, Bachinterpret und Neutestamentler Albert Schweitzer hatte schon zu Beginn unseres Jahrhunderts darauf hingewiesen, dass jede Generation ihr eigenes Jesusbild schuf. So gab es im letzten Jahrhundert den Jesus der liberalen Theologie und zuvor den Jesus der Aufklärung. Heute gibt es den Jesus der Befreiungstheologie und den der Friedensbewegung. Wenn wir Jesus aber zu einem Spiegelbild unserer Wünsche und Nöte machen, dann kann er für uns nicht im Letzten verbindlich sein. Wir relativieren ihn geradezu, wenn wir versuchen, ihn aus der Relativität der Geschichte zu nehmen. Verbindlich kann Jesus für uns nur werden, wenn wir erkennen könnten, dass in der Geschichte, die sich damals mit und um Jesus abspielte, etwas angebrochen ist, das auch für uns heute Bedeutung hat. In der Tat scheint das Glaubensbekenntnis Jesus für so bedeutsam zu

halten. Es enthält von Jesus ja höchst bedeutsam Aussagen: es nennt ihn den Christus, unseren Herrn und Gottes eingeborenen Sohn. Mit all dem wird ausgesagt, dass Jesus keineswegs eine Gestalt der Geschichte ist, die vor fast 2000 Jahren irgendwo in einem Winkel der Weltgeschichte lebte, sondern dass er, Jesus Christus, der Gestalt der Geschichte ist.

Jesus Christus als Gestalter der Geschichte

Wenn Jesus als der Christus bezeichnet wird, so soll damit keineswegs ausgedrückt werden, dass die Christen schließlich doch denen Recht gaben, die in Jesus die Messiaserwartung im jüdischen Sinne erfüllt sehen wollten. Jesus hat nicht das erhoffte messianische Reich hier auf Erden errichtet und dem jüdischen Reich neuen Glanz gegeben. Jesus wies solches Ansinnen mit Recht zurück und betonte, dass sein Reich nicht von dieser alten Welt sei. Dass man Jesus schließlich doch den Christus nannte, hat vielmehr seinen Sinn darin, dass in Jesus die Messiaserwartungen in ganz unerwarteter Weise ihren Abschluss und ihre Erfüllung fanden, indem die ethnisch begrenzte Erwartung Israels universal ausgeweitet und erfüllt wurde. Obwohl es manchen Anhängern Jesu nicht ganz recht war, setzte sich bald die Erkenntnis durch, dass mit Jesus die ethnischen Beschränkungen fielen und er der Christus, d. h. der Messias der ganzen Welt ist.

In Jesus handelte Gott entscheidend für die ganze Menschheit. Die Menschen wurden aus der Gottesferne in die Nähe Gottes geführt und konnten Gott so erfahren, wie er sich in Jesus gezeigt hatte. Durch die Identifizierung Gottes mit Jesus von Nazareth wurde dieser jüdische Mensch seiner Begrenztheit und seiner historischen Relativität enthoben und konnte zum Abbild Gottes schlechthin werden. Wenn die christliche Gemeinde von Anbeginn an Jesus als ihren Herrn bekannte, war das nicht nur eine Loyalitätsbezeugung oder eine

Höflichkeitsformel. Die Erkenntnis, dass Jesus der Herr ist, schloss alle anderen Herrerkulte aus. Sie bezeugte auch gleichzeitig, dass man von diesem Jesus etwas erwarten konnte, was von keinem anderen Menschen zu erwarten ist, nämlich dass er wirklich Herr ist, d. h. nicht nur eine Gestalt der Geschichte, sondern der Gestalter der Geschichte.

Durch die Gegenwart Gottes in Jesus Christus hat sich das Geschick der Menschheit verändert. Wir brauchen nicht mehr in der Gottesferne zu leben, sondern wir erkennen, dass Gott uns als Personen ernst nimmt und uns eine Zukunft über die Beschränktheit dieser Geschichte hinaus bereiten will. Es ist nicht von ungefähr, dass Martin Luther bei der Auslegung des zweiten Artikels sofort auf die existentielle Bedeutung des Christusereignisses hinweist und sie in vielen Einzelheiten entfaltet. Wenn Jesus Christus der Gestalter der Geschichte ist, dann kommt man an ihm nicht mehr vorbei, dann entscheidet sich an unserem Verhältnis zu ihm unsere Zukunft. Damit wäre diesen Worten, die von Jesus überliefert werden, Rechnung getragen: "Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat. Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt" (Job 12,45f.).

Der Psalmist gibt uns das wieder, was Gott zum israelitischen König sprach: "Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt" (Ps 2, 7). Auch mit Jesus von Nazareth identifiziert sich Gott so, dass man von Jesus als dem eingeborenen Sohn Gottes sprechen kann. jedoch geht diese Identifizierung bei Jesus noch viel weiter, sie hört keineswegs wie beim israelitischen König mit dessen Tod auf. Weil Jesus seinem Vater sein ganzes Leben lang die Treue hielt, hält Gott ihm die Treue im Tod und über den Tod hinaus. So sagt ein alter Hymnus der christlichen Gemeinde, dass Jesus sich erniedrigte und gehorsam ward, bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle, im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: Jesus ist der Herr zur Ehre Gottes des Vaters" (Phil 2, 8-11). Gott hat sich mit Jesus so identifiziert, dass durch sein Geschick eine völlig neue Lebensqualität zutage trat, die auch uns einmal übereignet werden wird. Darum knüpft sich an das Geschick Jesu eine Hoffnung für uns alle. Jesus wird zum Vorbild, auf das hin wir glauben und von dem her unser Glaube Stärkung erfährt.

Der Glaube an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn" beinhaltet auch den Glauben an einen großen Religionsstifter und an eine eindrucksvolle Gestalt der Geschichte. Aber dies alles kann uns im Grunde genommen keine Stärkung für unseren Glauben sein. Allein die Erkenntnis, dass Jesus Christus nicht nur ein Glied der Geschichte ist, sondern sie selbst gestaltete und weiterhin gestalten kann und will, gibt unserem Leben Hoffnung, Vertrauen und neuen Lebensmut.

ZUM NACHDENKEN

Jesus sagte zu ihm [Thomas]: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.

Wenn ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen, Schon jetzt kennt ihr ihn und habt ihn gesehen.

Philippus sagte zu ihm: Herr, zeig uns den Vater; das genügt uns.

Jesus antwortete ihm: Schon so lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater?

Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch sage, habe ich nicht aus mir selbst. Der Vater, der in mir bleibt, vollbringt seine Werke.

6. "EMPFANGEN DURCH DEN HEILIGEN GEIST, GEBOREN VON DER JUNGFRAU MARIA"

Von der Geburt des Gottmenschen

Kein christliches Fest hat sich so in die Herzen und Gemüter der Menschen eingepägt wie das Christfest. Doch ist dieses dritte Hauptfest, das wir neben Ostern und Pfingsten feiern, erst seit dem zweiten Drittel des vierten Jahrhunderts bezeugt. Bis dahin war der Widerstand gegen dieses Fest zum Teil sehr stark, da man es für eine heidnische Sitte hielt, die Geburtstage der Könige festlich zu begehen. Weihnachten ist auch nicht das ursprüngliche Geburtsfest Christi. Vielmehr hat die Kirche, vor allem im Osten, vorher das Epiphaniastag am 6. Januar als Geburtsfest begangen. Daran hält die Ostkirche auch heute noch fest. Der Ursprung des im Westen gefeierten Weihnachtsfestes liegt in der Kirche Roms. Dass der römische Bischof den 25. Dezember zur Feier der Geburt Christi bestimmte, hat seinen Grund wohl mit darin, dass Kaiser Aurelian diesen Tag zum Fest der Sonne ausersehen hatte. So sollte nun der Sieg Christi, der wahren Sonne, über den heidnischen Kult bekundet werden. Dieser polemische Charakter des Weihnachtsfestes hat sich bis heute erhalten. Durch den Weihnachtsrummel und die Sentimentalität über das liebevolle Kindlein in der Krippe muss man sich auch heute noch zur menschlichen Geburt Gottes durchringen. Wenn wir die Aussage des Glaubensbekenntnisses empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria" bedenken wollen, so ist uns oft die polemische Ausrichtung dieses Bekenntnisses gar nicht bewusst. Durch diese Aussage soll nämlich zunächst bekundet werden, dass Jesus kein göttlicher Mensch war.

Die Ablehnung des göttlichen Menschen

Göttersöhne gab es in der griechischen Mythologie, die dem Neuen Testament zeitlich nahe stand, sehr viele. Obwohl diese Göttersöhne oft helfend in das Geschick der Menschen eingriffen, waren auch sie letztlich dem Geschick dieser Welt unterworfen. So wurde etwa Herakles, der Sohn des Zeus, nach all seinen Heldentaten schließlich durch seine Gattin in den Tod getrieben. Göttersöhne, so wusste man damals in der Antike zu genau, konnten den Menschen zur zeitweiligen Hilfe bieten. Endgültiger Verlass auf sie war nicht. Auch heute erhebt man immer wieder Menschen zu gottähnlichem Status, sei es in der Unterhaltungsbranche, im Sport oder in der Politik. Einige Zeit vermögen manche von ihnen zu halten, was wir von ihnen erwarten. Doch verblasst ihr Ruhm nur zu schnell und wir müssen wieder nach neuen Heroen oder Stars Ausschau halten.

Auch für die Menschen zur Zeit des aufstrebenden christlichen Glaubens bestand die wichtige Frage, ob Jesus eines dieser gottähnlichen Wesen war. Konnte man diese Frage mit ja beantworten, konnte man auch von Jesus nur zeitweilige Hilfe erwarten. Sein Stern würde bald wieder verblassen, und andere Helfer würden notwendig. Es war nicht ratsam, für solche Götterboten sein Leben aufs Spiel zu setzen. Als der Apostel Paulus sich der Gemeinde in Rom vorstellte, schrieb er deshalb in seinem Brief an diese Gemeinde ganz klipp und klar, dass Christus mehr war als ein Götterbote, dass Jesus Christus dem Geist der Heiligkeit nach eingesetzt ist als Sohn Gottes in Macht seit der Auferstehung von den Toten" (Röm 1, 4). Das Evangelium, das er, Paulus, verkündete, wollte er damit sagen, stammte nicht von einem Götterboten, „der uns etwas von Gott erzählen konnte, sondern es stammte von dem Sohn Gottes, der die *Macht* hat. Auch das Glaubensbekenntnis weist mit der Aussage, dass Jesus Christus durch den Heiligen Geist empfangen wurde, darauf hin, dass Jesus Christus göttlichen Ursprungs ist.

Als man sich später bei den großen christologischen und trinitarischen Auseinandersetzungen noch näher mit der Frage befasste, wer Jesus Christus wirklich sei, kam man zur Überzeugung, dass es nicht ausreichte, nur zu behaupten, Maria habe den Messias geboren. Messianische Gestalten gab es viele. Wichtig war vielmehr, dass Maria als Gottesgebärerin bezeugt wurde. Damit wollte man sagen, dass in Jesus Christus Gott selbst menschliche Gestalt angenommen hatte. In den früheren Versionen des apostolischen Glaubensbekenntnisses bekannte man noch, dass Jesus Christus "geboren ist von dem Heiligen Geist und der Jungfrau Maria", so dass also Maria hier mehr den menschlichen Ursprung Jesu und nicht, wie später, den göttlichen betonen sollte. Doch wurde auch hier wie immer schon festgestellt, dass Jesus Christus göttlicher Natur ist. Aber dieses Zusammentreffen von göttlicher und menschlicher Natur, das wir oft mit dem Wort Jungfrauengeburt umschreiben, ist heute vielen ein Stein des Anstoßes geworden.

Vom Geheimnis der Geburt

Für die Menschen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten war die Behauptung der Jungfrauengeburt eine Selbstverständlichkeit. Jungfrauengeburt war geradezu ein Statussymbol. Von jedem, der besondere Bedeutung hatte, wurde behauptet, er sei von einer Jungfrau geboren worden. Selbst ein Mann wie Alexander der Große, von dem man genau wusste, wer seine leiblichen Eltern waren, wurde als von einer Jungfrau geboren bezeichnet. So war diese Aussage damals nicht immer als rein biologisches Faktum zu verstehen, sondern als Symbol dafür, dass es mit diesem Menschen eine ganz besondere Bewandnis hatte. Wenn wir in dieser Weise das Bekenntnis der Jungfrauengeburt verstehen wollten, so hätten wir bestimmt nicht gegen den Kontext verstoßen, in dem dieses Bekenntnis zu verstehen und zu bewerten ist.

Allerdings gab es gegen die Jungfrauengeburt wie gegen viele andere Behauptungen des christlichen Glaubens schon sehr bald polemische Äußerungen. So schrieb etwa der große frühchristliche Theologe Origenes, ein Platoniker mit Namen Celsos behauptete, Jesus sei nicht von einer Jungfrau geboren, sondern der Sohn eines Verhältnisses Marias mit einem römischen Legionär namens Panthera. Es berichten allerdings nur zwei neutestamentliche Zeugen, nämlich das Matthäus- und das Lukasevangelium, von der jungfräulichen Geburt. Die beiden anderen Evangelien schweigen zur Geburt Jesu und selbst Paulus sagt nur: "Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt" (Gal 4,4). Dass mit einer Frau keine Jungfrau gemeint ist, scheint wohl klar zu sein. Allerdings muss man bei Paulus sehen, dass er auf der einen Seite die Göttlichkeit Jesu betonen will, wenn er sagt, dass Gott seinen Sohn sandte, und auf der anderen Seite die Menschlichkeit Jesu herausheben will, wenn er sagt, dass er von einer Frau geboren und dem Gesetz unterstellt wurde. Damit ist mit diesem Zitat aus dem Galaterbrief die Frage der Jungfrauengeburt wohl überhaupt nicht angeschnitten.

Wenn man die jungfräuliche Geburt zu einem dogmatischen Prinzip erhebt und etwa betont, dass durch den Ausschluss des Mannes bei der Zeugung die Sündlosigkeit Jesu gewahrt blieb, gerät man in gefährliches Fahrwasser. Zunächst würde man damit sagen, dass durch den Zeugungsakt selbst die Sünde in die Welt kommt. Das stünde aber im Widerspruch zum Gebot Gottes, durch das er uns auffordert, für Nachkommenschaft zu sorgen, damit wir die Erde füllen. Wohl kann es sündhaft sein, Kinder in die Welt zu bringen, wenn es leichtfertig und verantwortungslos ausgeführt wird. Dass aber der Segen Gottes auch auf der geschlechtlichen Vereinigung ruht, wird man wohl nicht bezweifeln dürfen. Man begibt sich auch in eine weitere Gefahr, wenn man dafür plädiert, dass Jesus ohne leiblichen irdischen Vater geboren

sein muss. Mit solch einer Aussage stellt man nämlich die Menschwerdung Jesu in Frage. Das hieße ja, dass Jesus eben nicht ein Mensch wie wir wurde, sondern ein jungfräulicher Mensch. Damit hat Jesus im Grunde genommen unsere Menschlichkeit überhaupt nicht erfahren. Von Geburt an war er anders als wir und sein Erdendasein könnte man als Farce bezeichnen. Bei solchen Überlegungen sollte man sich daran erinnern, dass die Betonung des Geborensseins von der Jungfrau Maria ursprünglich aussagen sollte, dass Jesus wirklich Mensch geworden war und nicht sein Leben lang gleichsam 30 cm über dem Erdboden und damit über unseren Sorgen und Nöten hinwegschwebte. Auch deutete die Geburt Jesu, wie sie uns etwa von Lukas berichtet wird, die abseits der Zivilisation bei raubeinigen Hirten irgendwo in einem Schuppen stattfand, kaum darauf hin, dass Jesus schon von Geburt an besser dastand als wir. Ganz im Gegenteil: Er erfuhr schon vom ersten Atemzug an, was es heißt, nicht zu den Privilegierten zu gehören.

Noch in anderer Weise wurde versucht, die Jungfrauengeburt zu erklären: Man erklärte, dass die Frau ja immer die Passive und Empfangende sei, während der Mann der Aktive und Gebende ist. Deshalb müsse bei der Geburt Jesu der Mann ausgeschaltet werden, da bei der Geburt des Gottmenschen Gott allein der Handelnde und der Mensch der Passive bleiben muss. Rein biologisch gesehen mag es wohl stimmen, dass die Frau die Empfangende ist und der Mann der Gebende. Aber bei der Betrachtung der ganzen Person kann man so nicht zwischen Mann und Frau unterscheiden und hat es wohl noch nie gekonnt. Mann und Frau können beide aktiv und passiv sein, je nachdem, wie die Lebenssituation es erfordert. Auch wenn frömmigkeitsgeschichtlich gesehen Maria oft zu einer demütigen, gehorsamen und passiven Magd Gottes emporgehoben wurde, so zeigt wiederum der Bericht im Lukasevangelium, dass auch Maria ihre Zweifel an dem hatte, was mit ihr geschehen sollte.

Die menschliche Geburt Gottes ist ein so außergewöhnliches und unwahrscheinliches Ereignis, dass auch der beste Mensch, wenn man Maria als solchen bezeichnen dürfte, davor nur staunen kann. Alles deutet darauf hin, dass wir selbst mit den klügsten Erklärungsversuchen dem Geheimnis der Geburt Jesu nicht auf die Spur kommen. Das ist allerdings auch nicht Sinn und Absicht des christlichen Glaubensbekenntnisses. Es ist keine rationale Beschreibung dessen, was sich vor beinahe 2 000 Jahren ereignet hat. Vielmehr ist es die bekennende Erkenntnis, dass Jesus Christus zweifachen Ursprungs ist.

Der zweifache Ursprung

Die Formulierung dieses zweifachen Ursprungs Jesu war eine der am heftigsten debattierten theologischen Entscheidungen der Kirche. Man brauchte vier Jahrhunderte, um sich über zwei Fragen klar zu werden: Wie verhält sich Jesus zu Gott dem Vater und wie verhält sich das Menschliche in Jesus zum Göttlichen? Bei dem Ringen um eine Antwort auf die erste Frage nach dem Verhältnis Jesu zu Gott selbst waren zwei Dinge abzugrenzen: Auf der einen Seite wusste man, dass Jesus nicht nur ein Göttersohn war, sondern dass er Gott gleich war. Nur wenn er Gott gleich war, konnte man von ihm göttliche Hilfe erwarten. Auf der anderen Seite durfte man ihn nicht zu einem zweiten Gott neben dem Vater machen. Wenn man zwei Götter hätte, dann geriete man sehr schnell in einen Dualismus, dem Glauben an einen Schöpfergott und an einen Erlösergott und ließe wieder die Frage unentschieden, ob der Erlösergott am Ende die Oberhand behielte. So rang man sich schließlich zu der Erkenntnis durch, wie wir es im Nizäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis aussprechen, dass Jesus Christus gleichen Wesens mit dem Vater ist und mit ihm zugleich verehrt und angebetet wird. Mit anderen Worten, Gott der Vater hat sich mit Jesus von Nazareth in solcher Weise identifiziert, dass wir bei der Verehrung Gottes des Vaters den Sohn nicht vernachlässigen und umgekehrt.

Die zweite Frage gestaltete sich allerdings weit schwieriger: Wie verhalten sich Göttliches und Menschliches in Jesus von Nazareth zueinander? Man könnte sofort einwenden, dass solch eine spekulative Frage für uns völlig irrelevant sei. Damit hätten wir aber übersehen, dass theologische Fragen fast nie aus Freude an der Spekulation gestellt werden, sondern meist aus einem ernsten existentiellen Interesse. Hier lag die Frage zugrunde, ob wir in Jesus Christus wirklich Gott begegnen. Der Kirchenvater Irenäus bemerkte zu Recht: Was Gott nicht angenommen hat, das erlöst er auch nicht. Das heißt, wenn Gott sich zu gut war, in unserer menschlichen Welt ganz Einkehr zu halten, dann ist fraglich, ob unsere menschliche Welt jemals zu Gott hinfinden wird. Mit anderen Worten: Die völlige Gegenwart Gottes in Jesus von Nazareth versichert uns, dass Gott uns wirklich so nahe kommen will, dass er wieder Gemeinschaft mit uns aufnehmen wird. Zum anderen muss natürlich Jesus von Nazareth auch ein wirklicher Mensch sein. Wenn er nur ein Götterbote ist oder ein menschenähnliches Wesen, das immer von einem Heiligenschein umgeben ist, dann hat er sich nicht völlig mit uns identifiziert. Wir sind letzten Endes allein gelassen und können nicht auf die Einheit mit Gott als Ziel unseres Lebens hoffen.

Wenn uns allerdings in Jesus von Nazareth eine menschliche Gestalt begegnet, die gleichzeitig Gott ist, tut sich sofort die Frage auf, wie sich die beiden Wesenszüge dieser einen Person zueinander verhalten. Nimmt etwa Jesus seine göttliche Natur zur Hilfe, wenn er Wunder vollbringt, während das Leiden nur seine menschliche Natur erfährt? Solche Gedankengänge sind äußerst gefährlich, denn hat Jesus immer Zuflucht zu seiner göttlichen Natur, wenn es für ihn gefährlich wird, dann hat er es leichter als wir. Er ist wieder kein Mensch im Vollsinn und hat sich nicht mit uns identifiziert. Wiederum, wenn nur seine menschliche Natur leidet, dann ist sich das Göttliche zu schade, wirklich mit uns alle Tiefen des Menschseins durchzustehen. Am Ende des langen Ringens um Klärung dieser Fragen wusste die Kirche im Grunde genommen nicht mehr als vorher. Man erkannte zwar, dass das Göttliche und das Menschliche in Jesus weder voneinander getrennt noch miteinander vermischt sein dürfen, noch zu einer höheren Einheit verschmolzen sind. Jesus Christus war, so sagte man im Bekenntnis aus, wahrer Mensch und wahrer Gott. Wie dies aber zugehen sollte und wie man sich diese Personeneinheit vorzustellen hat, darüber konnten auch angestrengteste Überlegungen keine Auskunft geben. Damit sind wir wieder bei dem angelangt, was im wesentlichen das Glaubensbekenntnis selbst schon aussprach. Jesus von Nazareth ist zweifachen Ursprungs. Er wurde vom Heiligen Geist als Mensch geschaffen. So ist Gott durch seinen Geist in ihm gegenwärtig. Zum anderen wurde Jesus von Nazareth von einem Menschen geboren, der Jungfrau Maria, und damit ist Jesus ein Mensch wie wir.

Weil in Jesus Christus sich das Menschliche und das Göttliche miteinander verbunden haben, kann von diesem Menschen Jesus auch für uns die Hoffnung ausgehen, dass unser Menschsein sich wieder mit Gott verbinden wird. Wir dürfen hoffen, dass wir zu dem zurückfinden werden, auf den hin, wie Augustinus sagt, wir geschaffen sind und von dem her unser Herz so lange unruhig ist, bis es in ihm ruht. **Die** Menschwerdung Gottes hat deshalb nichts mit der Sentimentalität über ein liebliches Kindlein in der Krippe zu tun und noch viel weniger mit der Hektik des Weihnachtsgeschäftes. Diese Geburt trägt vielmehr die Verheißung in sich, dass wir wieder zu dem zurückfinden dürfen, zu dem wir sind, zu Gott, dem Schöpfer und Ziel aller Dinge.

ZUM NACHDENKEN

Im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt in Galiläa namens Nazareth zu einer Jungfrau gesandt. Sie war mit einem Mann namens Josef verlobt, der aus dem Haus David stammte. Der Name der Jungfrau war Maria. Der Engel trat bei ihr ein und

sagte: Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir. Sie erschrak über die Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe. Da sagte der Engel zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast bei Gott Gnade gefunden. Du wirst ein Kind empfangen, einen Sohn wirst du gebären: dem sollst du den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Er wird über das Haus Jakob in Ewigkeit herrschen, und seine Herrschaft wird keine Ende haben.

Maria sagte zu dem Engel: Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?

Der Engel antwortete ihr: Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Kind heilig und Sohn Gottes genannt werden. Auch Elisabet, deine Verwandte, hat noch in ihrem Alter einen Sohn empfangen; obwohl sie als unfruchtbar galt, ist sie jetzt schon im sechsten Monat. Denn für Gott ist nichts unmöglich. Da sagte Maria: Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast. Danach verließ sie der Engel.

Lukas 1,26-38

7. "GELITTEN UNTER PONTIUS PILATUS, GEKREUZIGET, GESTORBEN UND BEGRABEN"

Solidarität mit der Welt

Es ist eigentlich erstaunlich, welche Auswahl unser apostolisches Glaubensbekenntnis trifft. Im Gegensatz zu den Evangelien finden wir im Glaubensbekenntnis kein Wort über Jesu Predigtstätigkeit. Auch bekennen wir ihn dort nicht als Wundertäter. Dagegen wird relativ ausführlich der Leidensweg Jesu referiert. Mit dem Hinweis auf den römischen Statthalter Pontius Pilatus erscheint es sogar wichtig, dem Leidensweg Jesu einen historischen Bezugspunkt zu geben. Wenn dem Leiden und Sterben Jesu im Glaubensbekenntnis ein so großer Raum eingeräumt wird, dann ist das sicher kein Zufall, sondern geschieht in einem manifest apologetischen Interesse. Jesus Christus, der Sohn Gottes, so soll damit ausgesagt werden, war sich nicht zu schade, sich mit dem Leiden der Welt solidarisch zu erklären. Da Jesus Christus zugleich Gott repräsentiert, erklärt sich auch Gott solidarisch mit dem Leiden der Welt. Allerdings widerstrebt ein leidender Christus, wenn er wirklich der Erlöser der Welt sein soll, zutiefst unserem Wertgefühl.

Der leidende Christus widerstrebt unserem Wertgefühl

Als ich neulich auf einer Tagung mit einem Hindu aus Neu Delhi zusammentraf, berichtete er in unserer Arbeitsgruppe, dass er vor einigen Jahren in Rom gewesen sei. Er habe den Petersdom besichtigt und dort auch die weltberühmte Pieta Michelangelos betrachtet. Natürlich, so sagte er, sei der tote Jesus, umfassen von der trauernden Maria, äußerst kunstvoll ausgeführt. Aber trotzdem blieb ihm dieser entseelte Jesus fremd, genauso wie die vielen schmerzverzerrten Darstellungen des gekreuzigten Jesus, die er in Rom sah. Kein Buddha würde so dargestellt, gab er zu bedenken. Buddha stirbt, als ob er in ein besseres jenseits hinübergelien würde, mit gelösten Zügen und einem verklärten Lächeln auf den Lippen. "Ein leidender Jesus", bekannte der Hindu, "widerstrebt zutiefst meiner Anschauung von einem Erlöser." Die Gestalt des Buddha ist charakteristisch dafür, wie die Erlösung in anderen Religionen dargestellt wird. Die Erlöserfiguren identifizieren sich dort nicht mit dem Leid und dem Tod dieser Welt, sondern ziehen ihre Anhänger von dieser Welt und ihrem Leidenscharakter weg in ein besseres Jenseits.

Selbst die Juden konnten dem Kreuz Christi keinen Sinn abgewinnen, denn für sie war, wie Paulus sagte, der Gekreuzigte "ein empörendes Ärgernis" (1 Kor 1, 23). Für sie war es klar, dass der Messias Israel von der Schmach, die sie durch die römische Besatzungsmacht erlitten hatten, reinigen werde. Er würde Israel befreien und zur einstigen Größe des davidischen Reiches zurückführen. Auch die Römer konnten mit dem gekreuzigten Christus nichts anfangen. Dies zeigt sich sehr drastisch an einer der Wandkritzeleien, die im Pädagogium, der Schule für Hofpagen, auf dem antiken Palatin in Rom gefunden wurde. Dieses Graffito stellt einen vor einem Kreuz stehenden Jüngling dar, an dem eine menschliche Figur mit einem Eselskopf hängt. Darunter steht: Alexamenos betet seinen Gott an." Was hier im jugendlichen Spott an die Wand gekritzelt wurde, zeigt nur symptomatisch, was man auch sonst von dem Gott der Christen dachte. Ein Gott, der sich ans Kreuz schlagen lässt, ist es nicht wert, ein Gott zu sein. Er kann nur ein Esel sein, denn sonst hätte er seine göttliche Macht in Anspruch genommen und mit seinen Verfolgern und Peinigern souverän abgerechnet. Die Anbetung eines solchen Gottes zeigte dem heidnischen Römer nur die Verblendung der Christen. Diese ablehnende Haltung gegenüber einem leidenden Gott hielt sich hartnäckig durch die Jahrhunderte. Vor 50 Jahren schrieb Alfred Rosenberg in seinem *Mythos des 20.*

Jahrhunderts, ein Buch, das die nationalsozialistische Ideologie entscheidend beeinflusste, über Christus: "Sein Leben ist es, das für den germanischen Menschen Bedeutung besitzt, nicht sein qualvolles Sterben." Im Gefolge von Friedrich Nietzsche bezeugte für Rosenberg die Verehrung eines leidenden Gottes die Knechts- und Sklavenmentalität der Christen. Rosenberg will nichts von dem demütigen Gotteslamm wissen. Für ihn ist die heroische Jesusgestalt entscheidend, die sich etwa in der Tempelreinigung zeigt. Das Kreuzifix, das immer mit einer grauenhaften Darstellung des Schmerzes verbunden ist, hat nach Rosenberg nur den Sinn, dass eine herrschsüchtige Kirche leichter ihr Regiment über demütige Christen ausüben kann.

Doch warum, muss man sich fragen, ist weder im Altertum noch in der Neuzeit, noch in anderen Religionen ein Verständnis dafür da, dass die Erlöserfigur mit uns leidet und schließlich stirbt? Die Antwort darauf scheint einfach zu sein: Gott und die Welt passen nicht zusammen. Wenn es einen Gott gibt, von dem wir Erlösung erwarten dürfen, dann muss er dieser Welt so schlechthin überlegen sein, dass er sich mit ihr nirgendwo identifiziert und sich darum mit ihren Übeln auch nicht infiziert. Er führt, wie es etwa im gnostischen Mythos heißt, seine Anhänger aus den Tiefen dieser Welt zu einer neuen und höheren Welt. Selbst wahre Gläubige passen nach diesen Religionen nicht in die Welt. Sie entsagen dieser Welt durch Askese oder überschreiten sie in Ekstase. Es ist nicht verwunderlich, dass solch ein Gottesbild, das hinter diesem Weltverständnis steht, sich immer an der Grenze der Projektion bewegt. Weil wir uns nach etwas Absolutem jenseits der Vergänglichkeit dieser Welt sehnen, so könnte man meinen, projizieren wir die erwünschte Erlösung als etwas über und jenseits dieser Welt Befindliches. Doch gerade gegen diesen Projektionsmechanismus erhebt sich der entscheidende Widerspruch des christlichen Glaubens. Gott wohnt nicht in höheren Sphären, aus denen er mitleidig auf uns sieht, sondern er bezeugt in Jesus Christus seine Solidarität mit uns.

In Christus bezeugt Gott seine Solidarität mit uns

In jüngster Zeit hat besonders die Befreiungstheologie, die in Lateinamerika ihren Ausgangspunkt nahm, betont, dass Gott sich mit denen solidarisch erklärt, die in dieser Welt zu den Leidenden und Unterdrückten zählen. Gott ist nicht mit den stärksten Bataillonen, wie man doch vor einer Generation überheblich sagte. Im Gegensatz dazu durchzieht es die ganze jüdisch-christliche Tradition wie ein roter Faden, dass Gott ein gerechter Gott ist, der besonders soziales Unrecht aufs schärfste missbilligt. Es ist wohl kein Zufall, dass wir im Lukasevangelium gerade nach der Ankündigung der Geburt des Erlösers im Lobgesang Mariens hören:

Meine Seele preist die Größe des Herrn, und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter. Denn der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig. Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten. Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten: er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen. Er nimmt sich seines Knechtes Israel an und denkt an sein Erbarmen, das er unsern Vätern verhelfen hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.

Dieser frühchristliche Hymnus zeigt nicht nur an, dass die , unbedeutende Maria in unbeschreiblicher Weise von Gott erwählt wurde, den Messias zu gebären. Viel wichtiger ist, wie Gott selbst hier dargestellt wird. Unüberhörbar erkennen wir hier, dass er auf der Seite der Machtlosen und Unterdrückten steht und für Gerechtigkeit und Freiheit sorgt. Die Solidarität mit den Armen und Unterdrückten wird im Lukasevangelium konsequent weiterverfolgt. So zeigt Jesus am Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus, dass weltliches Wohlergehen keineswegs die Gottseligkeit nach sich zieht (Lk 16,19-31). In ähnlicher Weise hören wir am Ende des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter Jesus sagen: "Dann geh und handle genauso!" (Lk 10, 37). Jesus will, dass auch seine Nachfolger sich mit denen solidarisch erklären, die in dieser Welt unterdrückt und ausgebeutet werden.

Der Hinweis im Glaubensbekenntnis, dass Jesus Christus unter Pontius Pilatus gelitten hat, gekreuzigt wurde, starb und begraben wurde, zeigt somit die Identifizierung Jesu Christi mit den Leidenden dieser Welt auf. Aber es ist hier keine exklusive Solidarität mit einer bestimmten Klasse ausgedrückt, wodurch etwa die Unterdrückten zu den neuen Herrschern aufrückten, um ehemalige Machthaber jetzt zu beherrschen. Die Solidarität Jesu Christi umfasst die ganze Menschheit. Jesus identifiziert sich mit allen, die mühselig und beladen sind.

Die inklusive, alle umfassende Solidarität Christi zeigt sich besonders darin, dass in seinem Lebens- und Leidensweg sich im Grunde genommen der Lebens- und Leidensweg jedes einzelnen Menschen abzeichnet. Ganz gleich wo wir auf der sozialen Leiter stehen und wie großzügig wir vom Erfolg bedacht werden, über jeden von uns wird irgendwann einmal Leid hereinbrechen, gegen das wir nicht gefeit sind. Und schließlich steht für uns alle am Ende der Tod. Das Sprichwort, dem gemäß das letzte Hemd keine Taschen hat, zeigt, dass wir diese Welt genauso arm verlassen, wie wir sie betreten haben, mögen wir in der Welt noch so sehr vom Glück bedacht worden sein. Falls uns überhaupt hohes Alter geschenkt wird und wir nicht schon vorher wie Christus durch den grausamen und unerbittlichen Tod hinweggerafft werden, wird es jeder Einzelne von uns zu spüren bekommen, wie seine Lebenskraft unerbittlich abnimmt, wie unaufhaltsam er auf den Tod zugeht. Weder Make up noch Fitnesstraining werden helfen, wir können den Verfallsprozess, dem wir alle unterworfen sind, höchstens hinauszögern, aber nicht verhindern. Mit diesem Phänomen der letzten Hilflosigkeit gegenüber dem Leben, das Leiden, Vergehen und Sterben mit einschließt, hat sich Jesus Christus identifiziert. Darin zeigte er seine Solidarität mit uns allen.

Doch was kann solch ein an dieser Welt leidender Gottessohn für uns überhaupt bedeuten? Sind nicht andere Religionen und Lebenseinstellungen wesentlich besser dran, wenn sie von ihren Erlösern erwarten, dass sie haushoch über die Vergänglichkeit dieses Lebens erhaben sind? Und doch ist es seltsam, dass der leidende Gottessohn schließlich seinen Siegeszug um die Welt angetreten hat. Vielleicht steckt in diesem Mitleiden mit der Welt doch mehr als wir anfänglich vermuteten, als wir behaupteten, der leidende Christus widerstrebe unserem Wertgefühl. Wird doch von Kaiser Konstantin in der entscheidenden Schlacht um die Vorherrschaft im weströmischen Reiche eine Vision berichtet, in der er ein Kreuz sah und dazu die Worte vernahm: "In diesem Zeichen wirst Du siegen." Das Zeichen der Schwachheit und des Ärgernisses, das sogar einen Jüngling auf dem Palatin dazu herausforderte, den gekreuzigten Christus mit einem Eselskopf zu verunstalten, beinhaltet offenbar echte Hoffnung.

Nur ein mitleidender Gott kann uns helfen

Natürlich kann man das Kreuz als Zeichen der Niederlage und des Ärgernisses ansehen. Gerade Martin Luther hatte ein Gespür dafür, wie unwahrscheinlich es für uns Menschen sein

muss, von solch einem Schandmal überhaupt etwas Gutes zu erwarten. Dass allerdings durch das Leiden und Sterben Christi sich ein ganz neues Gottesverständnis eröffnete, wurde mir erst vor kurzem klar, als ich an der schon erwähnten internationalen Tagung zur Gottesfrage teilnahm. Es wurden dabei verschiedene Themen behandelt, wie etwa "Gott und die Stellung der Frau", "Gott und Transzendenz" usw. In manchen Arbeitskreisen waren sogar mehr Buddhisten und Hindus als Christen vertreten. In meiner Sektion jedoch, die sich mit dem Thema "Gott und die reichen und armen Nationen" widmete, waren allerdings nur zwei nichtchristliche Vertreter anwesend, ein Hindu und ein Moslem. Alle anderen waren Christen aus Afrika, Lateinamerika, Europa und Nordamerika. Als ich meinem Assistenten nach meiner Rückkehr davon berichtete, dass an meiner Sektion nur zwei Nichtchristen teilgenommen hatten, lautete seine lapidare Reaktion: "Das zeigt die Weltflucht dieser Religionen."

Es ist eben doch ein gravierender Unterschied, ob Gott nach christlichem Verständnis wirklich in diese Welt eingegangen ist und alle Höhen und Tiefen dieser Welt erfuhr, um sie dann ihrer Vollendung entgegenzuführen, oder ob Gott, wie ihn die meisten anderen Religionen verstehen, sich von dieser Welt abkehrt und sie der Verdammnis und dem Verfall preisgibt. Ein Gott, der nicht wirklich mit der Welt mitleidet, wird doch zu schnell auch uns sein Mitleid versagen und uns schließlich uns selbst überlassen. Es ist nicht verwunderlich, dass Buddha, nachdem er friedlich entschlafen war und von vielen Geschöpfen betrauert wurde, gute Weisungen hinterließ, wie man mit der Natur, den Mitmenschen und sich selbst in Frieden leben könne. Zu recht wird Buddha als Weisheitslehrer dargestellt, dessen Lehren man befolgen muss, um die Seligkeit zu erlangen.

Am Ende des Lebensweges Jesu steht aber kein friedvolles Sterben, sondern der Seufzer: "Es ist vollbracht." Jesus übergab auch keine Regeln, wie man aus sich selbst und mit anderen - auch dem Universum - Frieden erreichen könne. Der Friede, nach dem sich auch der Christ sehnt, ist in seiner Fülle ein endzeitliches, von Gott gestiftetes Ereignis. In dieser gegenwärtigen Welt, so wie sie jetzt ist, haben wir höchstens kürzere oder längere Atempausen, bevor wir uns wieder das Leben gegenseitig zur Hölle machen. Allerdings deutet das "Es ist vollbracht" ebenso wie das Zerreißen des Vorhangs im Tempel vor dem Allerheiligsten an, dass Jesus uns wieder den Zugang zu Gott ermöglichte. Wir dürfen wieder im Frieden mit Gott leben und sterben. Gott ist kein ferner Gott, der sich von der Welt und ihrem Leid abwendet, sondern ein naher Gott, der mit uns leidet. Aus dieser Erfahrung des Friedens Gottes mit uns ergibt sich dann auch der Friede mit den Menschen und mit der Welt, in der wir leben.

Wenn Christen durch Aktionen wie "Brot für die Welt" oder "Misereor" an vielen Orten helfend und lindernd teilnehmen, dann deutet dies etwas davon an, wie das Mitleiden, das Christus uns in seinem Leben und Sterben gezeigt hat, uns Impulse gibt, um von uns weiter praktiziert zu werden. Gott kennt uns Menschen zu gut, dass er von uns keine Systemveränderung erwartet. Wenn auch einige Heilige und Märtyrer genannt werden, bleibt die große Masse doch im eigensinnigen und zerstörerischen Egoismus verhaftet. Gott holt uns nicht aus dieser Welt heraus, um uns in eine andere, bessere Welt zu führen, sondern sendet uns immer wieder in diese Welt hinein, damit wir, als seine Arme und Hände, mitleidend, helfend und lindernd eingreifen. Aber Gott gibt diese Welt nicht auf, wie man etwa eine missratene Kunstschöpfung beiseitelegen würde. Die Solidarität mit der Welt, wie sie uns im Leben und Sterben Jesu begegnet, ist kein Privileg des Gottessohnes, sondern will uns selbst in seine Nachfolge führen. Allerdings, und das muss schon hier bei der Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu gesagt werden, ist Leiden und Sterben nicht das letzte Wort Gottes. Da Gott sich selbst in diesen Prozess mit einbeziehen lässt, können wir gewiss sein, dass durch das Mitleid Gottes dem Leid

selbst ein Ende gesetzt wird. Leiden und Sterben Gottes ziehen notwendigerweise die Überwindung von Leiden und Sterben mit sich. Das ist der tiefste Grund, weswegen nur ein mitleidender Gott uns helfen kann.

ZUM NACHDENKEN

Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus entspricht:

Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein,

sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen;

er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.

Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen,

damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu

und jeder Mund bekennt: "Jesus Christus ist der Herr" — zur Ehre Gottes, des Vaters.

8. "HINABGESTIEGEN IN DAS REICH DES TODES"

Von der universalen Geltung Christi

Das Bekenntnis zu Jesus Christus, der hinabgestiegen ist in das Reich des Todes, ist zum ersten Mal in einer Form des apostolischen Glaubensbekenntnisses bezeugt, die im 4. Jahrhundert in Aquilaea, einer damals bedeutenden Stadt nördlich von Venedig gebraucht wurde. In der Form des apostolischen Glaubensbekenntnisses, wie wir es aus dem 2. Jahrhundert aus Rom überliefert haben, ist diese Wendung noch nicht bezeugt. Damit ist das Hinabgestiegen in das Reich des Todes" die letzte Ergänzung, die in das Glaubensbekenntnis Eingang fand.

Doch gibt dieser Hinweis auf Jesu Abstieg in das Reich des Todes oft Anlass zu Missverständnissen. So meinte mir gegenüber vor einigen Jahren einer meiner theologischen Lehrer, dass jetzt doch auch der Liberalismus in das Glaubensbekenntnis eingedrungen sei, denn wo es früher hieß, dass Jesus hinabgefahren sei in die Hölle, werde jetzt nur davon gesprochen, dass er hinabgestiegen sei in das Reich des Todes. So werde die Hölle aus dem Glaubensbekenntnis eliminiert. Ich konnte dem nur entgegenhalten, dass damit sicher keine liberalen Tendenzen in das Glaubensbekenntnis eingedrungen seien, denn die gegenwärtige Fassung, „... hinabgestiegen in das Reich des Todes" sei der ursprünglichen lateinischen Form wesentlich sachgemäßer als das Bekenntnis "... niedergefahren zur Hölle". Im Grunde genommen wird mit diesem Hinweis nur das weiter ausgeführt, was vorher im Bekenntnis schon gesagt wurde, nämlich dass Jesus wirklich gestorben ist. Durch seinen Tod ist er, wo alle anderen Toten sind, im Reich des Todes. An diesem Punkt jedoch beginnt die Reflexion der frühen Kirche einzusetzen: Was heißt es, dass Jesus, der zugleich Gott und Mensch war, wirklich gestorben ist? Die Antwort wurde so formuliert: Jesus Christus ist in das Reich des Todes hinabgestiegen. In diesem Hinweis sind Spekulationen und existentielles Anliegen fast untrennbar miteinander verbunden.

Spekulation oder existentielles Anliegen?

Wenn zwischen dem Karfreitag und dem Ostersonntag drei Tage liegen, dann, so folgerte die frühe christliche Gemeinde, ist Jesus drei Tage lang in personaler Einheit dort, wo alle Toten sind, im Reich des Todes. Das bedeutet für ihn den Punkt tiefster Erniedrigung, tiefster Hilflosigkeit und größter Solidarität mit uns. Er ist genau dort, wo auch wir alle einmal sein werden, wenn wir als Tote ganz auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit vertrauen müssen, um von ihm zu einem neuen Ziel geführt zu werden.

Obwohl man sich noch in neuerer Zeit zwischen Lutheranern und Reformierten stritt, ob Christi Abstieg in das Reich des Todes der Tiefpunkt seiner Erniedrigung oder der Beginn seiner Erhöhung sei, war es für die frühe christliche Gemeinde sehr schnell klar, dass Jesus Christus nicht wie jeder andere einfach im Tode untätig auf die rettende Hilfe Gottes wartete. Jesus Christus, so war die feste Überzeugung, ist ja wahrer Mensch und wahrer Gott. Darum kann das Göttliche nicht einfach drei Tage zur Untätigkeit verurteilt sein. Obwohl es mit dem Menschen Jesus von Nazareth starb, ist das Göttliche in Jesus auch im Reich des Todes noch wirksam. Nun könnten wir alle zu Recht über solche Spekulationen den Kopf schütteln, denn allzu sehr wird hier das jenseits als eine Fortsetzung des Diesseits gedacht. Man sieht auch das Reich des Todes so sehr als ein wirkliches, geographisch lokalisiertes Reich "da unten" an, dass man fast meint, fest bestimmen zu können, wo sich Jesus Christus nach seinem Tod aufgehalten habe. Damit könnte man im Grunde genommen die ganze Glaubensaussage, dass Jesus Christus in das Reich des Todes hinabgestiegen ist, als unsachgemäß qualifizieren. Wir

wissen heute, dass wir höchstens in die tieferen Regionen der Erde, aber nicht in ein Reich des Todes kommen, wenn wir irgendwo in das Innere der Erde eindringen.

Allerdings spielte neben diesen spekulativen Überlegungen, die wir heute so wohl nicht mehr unbeschadet übernehmen können, auch ein ganz manifestes existentielles Anliegen eine immer größere Rolle. Wir müssen uns ja vor Augen halten, dass wir in der ersten christlichen Gemeinde, sei es in Jerusalem, Korinth oder Rom, nur Christen der ersten Generation antreffen. Diese Menschen waren Christen geworden, weil sie davon überzeugt waren, dass nur Jesus Christus ihnen einen Weg zu Gott zeigen könne, der ihnen eine sonst unerreichbare Vollendung ihres Lebens ermöglichte. Diese ersten Christen waren alles andere als Egoisten, die froh waren, dass nur sie das Heil erhalten hatten, sich aber nicht weiter darum scherten, ob anderen Menschen diese endgültige Zukunft auch offen stehe. Ganz im Gegenteil, sie engagierten sich, so gut sie konnten, für die Verbreitung der frohen Botschaft vom Heil in Jesus Christus, um möglichst viele Menschen an dieser Verheißung teilnehmen zu lassen.

Aber all der Enthusiasmus und das Engagement, den christlichen Glauben so weit wie möglich unter den Menschen zu verbreiten, konnte für die frühen Christen ein Problem nicht lösen, das sie immer mehr bedrängte. Was sollte mit ihren Anverwandten und mit ihren Vorfahren geschehen, die zu früh geboren waren, um der Heilsbotschaft Jesu Christi zustimmen zu können? Waren sie für immer von der Unmittelbarkeit mit Gott ausgeschlossen und mussten sie nach ihrem Tod auf die Vollendung ihres Lebens verzichten? Durch ihr Verständnis der Botschaft Jesu Christi war diesen Christen allerdings eines klar geworden: der Gott, der sich ihnen in Jesus Christus bezeugte, konnte kein engherziger Gott sein, der ein Interesse daran hat, am Ende möglichst viele von seinem Reich ausgeschlossen zu haben. Jesus Christus hatte ihnen immer wieder eingeprägt, dass Gottes Erbarmen keine Grenzen kennt.

Gottes Erbarmen kennt keine Grenzen

Während es sich für die frühe christliche Gemeinde bald zur Gewissheit erhärtete, dass Gottes Erbarmen keine Grenzen kannte, wussten sie doch zu gut, dass Gott nicht unterschiedslos jeden, ganz gleich, wie er zu Gott stand, annimmt. An Jesus Christus, so hatten sie erfahren, kommt niemand auf dem Weg zu Gott vorbei. "Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, außer durch mich" (Joh 14,6), hatten sie von Jesus gehört. Wie konnte man aber das grenzenlose Erbarmen Gottes und das "Allein durch Christus" miteinander vereinbaren? Hierbei waren besonders die Überlegungen zu dem Hinabstieg Christi in das Reich des Todes wichtig. Wenn Jesus Christus sich wirklich durch seinen Tod im Reich des Todes aufhielt, dann konnte er sich kraft seiner göttlichen Natur dort nicht einfach ruhig und unbeteiligt verhalten.

Ähnliche Überlegungen werden in der Tat an den Grenzen des Neuen Testaments angestellt. So hören wir im 1. Petrusbrief: "Denn auch Christus ist der Sünden wegen ein einziges Mal gestorben, er, der Gerechte, für die Ungerechten, um Euch zu Gott hinzuführen dem Fleisch nach wurde er getötet, dem Geist nach lebendig gemacht. So ist er auch zu den Geistern gegangen, die im Gefängnis waren und hat ihnen gepredigt. Diese waren einst ungehorsam, als Gott in den Tagen Noahs geduldig wartete" (1 Petr 3, 18 ff). An dieser Stelle wird also gesagt, dass Jesus Christus zu den Abgeschiedenen, die im Reich des Todes versammelt sind, ging und ihnen das Wort Gottes verkündete, das sie einst nicht annahmen, als sie zur Zeit Noahs lebten. An anderer Stelle wird der Hörerkreis noch mehr ausgeweitet, so dass selbst die vornoachitische Menschheit eingeschlossen ist. Wir hören dann: "Denn auch den Toten ist das Evangelium dazu verkündet worden, dass sie wie Menschen gerichtet werden im Fleisch, aber wie Gott das Leben haben im Geist" (1 Petr 4,6). Die christliche Botschaft bleibt damit nicht auf die Lebenden beschränkt, sondern trifft auch die, die schon gestorben sind. Denen, die im

Grunde genommen in der Gottesferne ewig leben müssten, wird damit durch Jesus und seine Botschaft die Möglichkeit eröffnet, doch noch in Gottes Gnade mit einbezogen zu werden.

Es ist interessant, dass weder die Kirchenväter der frühen Kirche noch die Kirche selbst feststellte, wer nun zu denen gehören soll, denen im Tod noch die Möglichkeit einer Umkehr gegeben wurde. Manche erklärten, alle vor Christus Gestorbenen seien damit eingeschlossen, andere ließen es bei den alttestamentlichen Patriarchen bewenden. Es war jedoch klar, dass Christus auch denen eine Chance geben würde, wieder in der Nähe Gottes zu leben, die er zu seinen Lebzeiten nicht erreichen konnte. Dass der Bekenntnissatz: "Hinabgestiegen in das Reich des Todes" in das Glaubensbekenntnis aufgenommen wurde, zeigt an, dass die Christen keinen Heilsegoismus verfolgten. Es war ihnen vielmehr schon immer daran gelegen, dass möglichst viele von der wirkungsmächtigen Kraft des Evangeliums erfasst wurden. Der Satz von dem Abstieg in das Reich des Todes ist damit ein Bekenntnis zu dem Gott, von dessen Güte wir alle leben, und der alles daran setzt, dass keiner verloren gehe. Doch warnte schon Martin Luther in seiner üblich drastischen Weise davor, man solle das sich nicht so ausmalen, dass Jesus bei seinem Tod mit einer Siegesfahne in der Hand in das Reich des Todes hinabstürme, die Tür der Unterwelt aufstoße und die Patriarchen und andere Menschen mit sich hinauf zu Gott führe. Doch, gab er zu, muss man in solch drastischer Weise predigen, damit die Leute verstehen, wovon man redet. Das Erbarmen Gottes, das über den Tod hinaus reicht und mit der Wendung "Hinabgestiegen in das Reich des Todes" im Glaubensbekenntnis bekräftigt wird, darf allerdings nicht als christlicher Imperialismus verstanden werden.

Gottes Erbarmen ist kein christlicher Imperialismus

Da Gottes Erbarmen keine Grenzen kennt und Christus selbst die noch mit seiner Botschaft konfrontiert, die sonst keine Möglichkeit hatten, während ihres Erdenlebens diese Botschaft überhaupt oder in unverzerrter Weise zu hören, wurde immer wieder die Frage gestellt, ob Gott doch nicht schließlich alle zu sich heimholen würde.

Dieser Gedanke von der Heimholung aller oder vom Heilsuniversalismus wurde oft damit begründet, dass Christus für alle gestorben sei. Damit seien alle schon erlöst und man müsse ihnen diese Erlösung nur noch mitteilen. Wo das in diesem Leben nicht mehr möglich ist, kann es auch im Tode geschehen. Nun ist in der Tat wahr, dass die frühe christliche Gemeinde sich dazu durchrang, das Heil allen zu verkündigen, also nicht nur denen, die Juden waren oder die zuvor zu Juden gemacht wurden. Diesem sogenannten Heidenchristentum, von dem auch wir abstammen, gelang dann eine rasche Ausbreitung des christlichen Glaubens unter früher Andersgläubige. Allerdings wäre es für die christliche Gemeinde schon damals ein unmöglicher Gedanke gewesen, dass im Grunde genommen alle durch Christus erlöst worden seien, viele es aber noch nicht wussten. Für die christliche Gemeinde damals wie heute war und ist es doch entscheidend, dass sie nicht nur vom Heil wussten, das ihnen Christus brachte, sondern dass diese Heilserfahrung auch auf dieser Erde sie zu einem völlig neuen Leben führte. Christen, so erkannte man damals, leben in einer ganz anderen Weise als andere Menschen. Sie dienen einem anderen Herrn und haben andere Leitlinien für ihr Leben.

Nun führte man allerdings immer wieder als Argument für die Rückkehr aller ins Feld, dass es auch in anderen Religionen sittlich sehr hochstehende Menschen gäbe. So erklärte mir vor Jahren ein bekannter Theologe: "Wenn man die japanischen Shintoisten ansieht, wie nett und freundlich sie sind, dann kann man doch nicht im Ernst daran glauben, dass sie für ewig in der Gottesferne sein werden." In der Tat, der Idee, dass nur die ewig mit Gott leben könnten, die schon auf dieser Erde Christen waren, ist durch das Bekenntnis zu dem, der hinabgestiegen ist in das Reich des Todes, ein Riegel vorgeschoben. Allerdings gingen die Christen von Anfang

an darin einig, dass niemand aufgrund seines Lebenswandels allein von sich aus den Weg zu Gott finden könne. Auch ein sittlich hochstehender Lebenswandel kann aus vielerlei Motiven geführt werden. Man kann es aus blankem Moralismus tun, um eben besser als andere Menschen dazustehen; man kann fürchten, aufgrund einer laxen Lebensführung von Gott verworfen zu werden; und man kann sich wie ein Christ aus Dankbarkeit dafür entscheiden, weil Gott den Menschen in unverdienter Weise wieder gnädig angenommen hat. Unser Lebensstil ist damit nicht Vorbedingung, sondern Konsequenz der Erfahrung von Gottes Güte.

Wenn man in einer Anwendung von christlichem Imperialismus erklärt, dass sowieso alle zu Gott heimkehren würden, da Christus sie alle erlöst habe, dann wäre die Entscheidungsfreiheit des einzelnen nicht weiter ernst zu nehmen. Gott respektiert jedoch immer unsere Entscheidung. Obwohl er will, dass alle zu ihm kommen, und obwohl wir hoffen und beten, dass alle zu ihm hinfinden, ist es doch letztlich der Entscheidung des einzelnen überlassen, was er aus seinem Leben machen will. Doch muss uns eines klar werden: Der christliche Glaube huldigt keinem Heilsegoismus. Schon sehr früh lehrte er, dass es für die, die auf Erden keine Möglichkeit hatten, eine positive Entscheidung für Christus zu fällen, eine solche Möglichkeit in oder nach ihrem Tode geben werde. Wie solches aber genau zugehen soll, wurde oft bedacht, aber ohne letzte Klarheit zu erreichen. Man war jedoch überzeugt, dass daraus weder eine Beeinflussung des Schicksals des Abgeschiedenen durch uns noch ein Heilsautomatismus für die Toten zu folgern ist. Der Aufruf, "Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" (Mt 11, 28), ist ein Aufruf, der uns allen gilt, ganz gleich, wann und wo wir leben und der von der Liebe Gottes zeugt, die sich uns in Jesus Christus offenbarte.

ZUM NACHDENKEN

Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben hin für die Schafe. Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich führen, und sie werden auf meine Stimme hören; dann wird es nur eine Herde geben und einen Hirten. Deshalb liebt mich der Vater, weil Ich mein Leben hingebe, um es wieder zu nehmen.

Johannes 10, 14-17

9. "AM DRITTEN TAGE AUFERSTANDEN VON DEN TOTEN"

Durchbrechung des letzten Tabus

Der Apostel Paulus lehrt uns in nicht zu überbietender Schärfe: "Wenn aber Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist euer Glaube nutzlos, und ihr seid immer noch in euren Sünden" (1 Kor 15,17). Viele sind schon für eine Sache oder eine Idee gestorben. Aber mit ihrem Opfertod ist die Sache oder Idee nicht verwirklicht worden. Der Lauf der Geschichte ging achtlos an ihrem Tod vorüber, ohne dass den Nachlebenden dauernde Impulse gegeben worden wären. An selbstmörderische Helden erinnert sich die Geschichte kaum, eher noch an solche, die durch Mord umkamen.

Auch wenn man im Gegensatz zum Neuen Testament Jesu Tod nicht als Opfertod versteht, sondern als Abrechnung mit einem unbequemen Mahner, dann würde doch nur die Idee Jesu überleben. Jesus selbst wäre mit seinem Tod vergangen. Aber es ist ja gerade die Person Jesu Christi, an die der christliche Glaube so viele Erwartungen knüpft, und von der hier im Glaubensbekenntnis gesagt wird, dass sie am dritten Tage von den Toten auferstanden ist. Es wäre leicht und naheliegend, die Behauptung der Auferstehung Jesu im Kontext Erwartungshorizonts der Menschheit zu sehen, die sich immer schon nach dem ewigen Leben sehnte.

Nach dem ewigen Leben sehnen sich alle

Eine der grundlegendsten Erkenntnisse lautet, dass das menschliche Verhalten schon immer vom Tod entscheidend geprägt ist. Dabei brauchen wir uns nicht an den Todestrieb zu erinnern, den Sigmund Freud als Widerpart zum Lebenstrieb beschrieb. Wir brauchen auch nicht darüber nachzudenken, was es bedeutet, dass unser ganzes Bemühen in diesem Leben darauf hinzielt, den Tod zu verneinen, wie der amerikanische Freudschüler Ernest Becker sagte. Vielmehr legten uns Ethnologen und Anthropologen immer wieder durch ihre Funde nahe, dass Bestattungsriten für menschliches Verhalten grundlegend sind. Dabei lag wohl schon seit der Urzeit das Hauptinteresse nicht allein darin, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, sondern auch der Ausdruck einer Hoffnung, die der Noch-Lebende pflegte. Wenn etwa Tote in der bekannten Hockerstellung bestattet wurden, so liegt doch der Gedanke nahe, dass hier im Tod wieder die Geburtsstellung eingenommen wird, mit der jeder in das Leben kommt. Darin scheint sich also eine Existenz über unser irdisches Leben hinaus auszudrücken. Analog hierzu zeigt die oft bevorzugte Grablage mit dem Gesicht nach Osten an, dass der Begrabene jenseits des Todes in einem anderen Leben vielleicht die aufgehende Sonne wieder begrüßen darf.

Sobald die schriftliche Überlieferung einsetzt, nehmen Totentexte, wie etwa in Ägypten oder in Tibet, einen breiten Raum ein. In jeder Religion gibt es ausführliche Vorstellungen dessen, was ein Mensch über den Tod hinaus erwarten und wie er dieses Schicksal wirkungsvoll in positiver Richtung beeinflussen kann. Diese Sehnsucht nach einem Leben über den Tod hinaus, die sich in fast allen Bestattungsriten und Regieanweisungen für den Toten anzeigt, ist bis heute ungebrochen. Auch für den hartgesottensten Atheisten ist es doch selbstverständlich, dass sein Leben mit dem Tod keineswegs endet. Er wünscht sich zumindest, durch seine Lebensarbeit einen Beitrag geleistet zu haben, der sein Leben überdauert, etwa zum Wohl der Menschheit, der Partei, der eigenen Familie, oder auch nur in seinem Beruf.

Viele moderne Menschen, die mit dem Begriff "Auferstehung" nicht viel anfangen können, sehnen sich geradezu danach, dass mit dem Tod nicht alles vorbei sei. Nicht von ungefähr haben Berichte über Fast-tot-Erlebnisse, die ein Leben über den Tod hinaus anzuzeigen scheinen, solch große Aufmerksamkeit erregt. Selbst alte Leute, die immer wieder versichern, dass sie sich freuen würden, wenn endlich alles vorüber sei, hängen meist dennoch sehr zäh am Leben und versuchen alles nur Menschenmögliche, um ihr Dasein zu verlängern, da man doch nicht genau wisse, was nachher kommt. Der Mensch, so darf man wohl sagen, hält den Tod für etwas, was nicht sein sollte und er sehnt sich nach etwas, was ihm seine Unerbittlichkeit nehmen und darauf hinweisen könnte, dass der Mensch auch nach dem Tod noch weiterlebt.

Wenn man die Auferstehung Jesu in diesen Zusammenhang unmenschlicher Sehnsucht stellt, so ist dies nicht ganz falsch. Man kennt aus der Religionsgeschichte immer wieder sterbende Götter, die zu neuem Leben erwachen. Auch Jesus selbst könnte unter sie eingeordnet werden. Zudem ist das Werden und Vergehen in der Natur vorgezeichnet. Auf die todbringende Kälte des Winters folgt ein neuer Frühling, auf die Dürrezeit des unbarmherzig heißen Sommers folgt in vielen Gegenden eine erfrischende, belebende Regenzeit. Spricht doch auch Paulus davon, dass Jesus seinen Tod stirbt, wie auch ein Saatkorn vergeht, um dann wie dieses Samenkorn zu neuem Leben zu erwachen. Doch das Interessante und zugleich Furchterregende ist, dass das Neue Testament keineswegs behauptet, dass Jesus vom Tod zurückgekehrt sei.

Auch Jesus kam nicht vom Tod zurück

Die Auferstehung Jesu wird oft als Rückkehr vom Tod missverstanden. Daran trägt wohl auch der Begriff Auferstehung Schuld. Wenn wir etwa nach einem Schlaf aufstehen, dann ist für uns die Rückkehr zum früheren Leben selbstverständlich. Wir schlafen nicht mehr, sondern sind wieder wach. Auch wenn man sachgemäßer formulieren würde, dass Jesus von den Toten auferweckt worden sei, um damit anzuzeigen, dass ihn Gott, der Vater, von den Toten auferweckt hat, wären wir weiter beim Bild des Schlafes geblieben, aus dem man zum bewussten Leben zurückkehrt.

Über eine Rückkehr vom Tod zum Leben wird im Neuen Testament nur selten berichtet, wie etwa in der Erzählung der Auferstehung des Lazarus oder der Auferweckung des Jünglings zu Nain. Hier, so hört man in diesen Berichten, wird ein Toter oder zumindest Totgeglaubter wieder in das Leben zurückgeführt. Auch Jesu Auferstehung versuchte man ähnlich zu interpretieren, indem man etwa behauptete, er sei nur scheinot gewesen und wieder in sein früheres Leben zurückgekehrt. Diese Scheintodhypothese steht jedoch auf ebenso tönernen Füßen wie die Vermutung, dass für seine jünger Jesus so wichtig und bedeutend gewesen sei, dass ihnen einfach die Vorstellung, er sei jetzt ganz tot, zu fern lag. So seien die Visionen von seinem Weiterleben oder seiner Auferstehung zu erklären. Was sich also hier abspielte, so behaupten manche, habe eher mit der Psyche der Jünger zu tun als mit der geschichtlichen Wirklichkeit Jesu. All dem widersprechen allerdings die neutestamentlichen Berichte. Danach war Jesus am Karfreitag wirklich gestorben. Der berühmte Lanzenstich in Jesu Seite, von dem uns im Johannesevangelium berichtet wird, will diese Tatsache sogar drastisch verdeutlichen. Jesus war schon am Kreuz tot, so dass sich das wässerige Blutserum schon vom rötlichen Blutplasma getrennt hatte (Joh 19, 34).

Wie sehr man auch in Jüngerkreisen die Hoffnung, dass es mit Jesus und seiner Bewegung nach seinem Tod noch weitergehen werde, aufgegeben hatte, wird uns in der berühmten Geschichte der Jünger auf dem Weg nach Emmaus berichtet. Dort bekannten sie dem

Unbekannten, der sich zu ihnen gesellte: "Wir aber hatten gehofft, dass er [Jesus] der sei, der Israel erlösen werde" (Lk 24,21). Jesus kam aber nicht zu ihnen zurück, um sie dahingehend zu beruhigen, dass doch alles nicht so schlimm sei und er schließlich doch noch etwas für sie tun könne. Wenn Jesus nur vom Tod zurückgekehrt wäre, bestände sogar prinzipiell die Möglichkeit, dass wir Knochenreste seines Leichnams finden könnten, nachdem er später noch einmal endgültig gestorben wäre. Aber von all dem weiß das Neue Testament nichts.

Wenn das Neue Testament von der Auferstehung Jesu Christi redet, dann ist damit keine Rückkehr zu diesem Leben gemeint. Auferstehung beinhaltet eine völlig neue Lebensqualität, die uns in dieser Weise in diesem Leben überhaupt nicht zugänglich ist. Das heißt, dass Jesus nicht vom Tod in dieses Leben zurückkehrte, sondern durch den Tod zu einem völlig neuen Leben hindurchdrang. Er ließ damit gleichsam den Tod hinter sich. Dies spricht auch Paulus mit dem triumphierenden Ausruf an: "Verschlungen ist der Tod vom Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?" (1 Kor 15,44f). Der Tod hat damit kein Anrecht auf Jesus Christus. Daher ist diese neue Lebensform nicht mehr vom Tod und den damit korrespondierenden Phänomenen des Vergehens, Alterns und Dahinschwindens gekennzeichnet. Die Lebenskraft, die Gott durch seinen Geist gibt, wurde in Jesus Christus so mächtig, dass er ewig leben wird. Deshalb betont das Neue Testament auch, dass Gott Jesus durch seinen lebensspendenden Geist auferweckte.

Nun muss man allerdings bedenken, dass es schon vor Jesus, selbst in Israel, eine Auferstehungshoffnung gab. Wir hören etwa von einem Streitgespräch zwischen Jesus, Sadduzäern und Pharisäern. Die konservativen Sadduzäer lehnten dabei die Auferstehungshoffnung ab, wogegen die mehr vom griechischen Geist beeinflussten Pharisäer der Auferstehungshoffnung zustimmten. Auferstehungshoffnungen gab es auch in anderen Religionen, etwa in Ägypten, wo der Mythos von Isis und Osiris eine ähnliche Hoffnung nahe legte. Weshalb sollte also die Auferstehung Christi so weltbewegend sein, dass ihr universale Bedeutung zukommt? Paulus etwa begründete ja seinen ganzen Glauben auf der Bedeutung der Auferstehung Christi.

Die Auferstehung Christi hat universale Bedeutung

Hoffnungen haben schon oft getrogen. Auch eine Auferstehungshoffnung könnte sich als trügerisch erweisen. Sie erhält auch dadurch nicht mehr Glaubwürdigkeit, dass ihr sehr viele anhängen. Selbst wenn einer diese neue Seinsweise wirklich erfahren hätte, muss man an die Millionen denken, denen es nicht so ergangen ist. Man könnte also höchstens von einem Glücksfall sprechen. Jesus von Nazareth, so könnte man sagen, zog das große Los und wurde auferweckt, während den Millionen, die vor und nach ihm gestorben sind, kein solches Glück widerfuhr. Man könnte ihn dann vielleicht in einer Linie mit Ella oder Enoch sehen, die nach alttestamentlichem Zeugnis unmittelbar zu Gott entrückt wurden.

Mit solchen Überlegungen hätte man gründlich missverstanden, mit wem man es bei Jesus zu tun hat. Wie das neutestamentliche Zeugnis immer und immer wieder betont, war Jesus ja nicht irgendeiner, sondern war mit Gott identisch. Gott offenbarte sich uns in ihm. Damit ist das Geschick Jesu kein Einzelschicksal, sondern steht als Beispiel für den Willen Gottes mit den Menschen. Wie Gott in und mit diesem Menschen handelte, so will er auch, wie uns das Neue Testament sagt, in und mit uns handeln. Nicht umsonst bekennt Paulus: Nun aber ist Christus von den Toten auferweckt worden als der Erste der Entschlafenen. Da nämlich durch einen Menschen der Tod gekommen ist, kommt durch einen Menschen auch die Auferstehung der Toten" (1 Kor 15, 20f.). Jesus Christus ist damit kein glücklicher Einzelfall, der in der

Statistik untergeht, sondern der Paradefall, der erste, der ein Signal setzte für alle nachfolgenden.

Wir hoffen nicht deshalb auf eine Auferstehung, weil nach unserem Gefühl mit dem Tod nicht alles aus sein kann, sondern wir hoffen auf die Auferstehung, weil eben mit Jesus Christus nicht alles aus war und er eine Auferstehung erfahren durfte. So gründet unsere eigene Hoffnung in der Auferstehung Jesu Christi. Dass hier keine Theorie oder Idee vorliegt, wird an der Betrachtung des Glaubensbekenntnisses deutlich. Dort heißt es, dass Jesus Christus "am dritten Tage auferstanden ist von den Toten". Hier wird die Auferstehung Jesu Christi sozusagen historisch verankert. Drei Tage nach seinem Tod ist er wirklich auferstanden.

In ähnlicher Weise müssen auch die neutestamentlichen Berichte von der Begegnung mit dem Auferstandenen verstanden werden. Immer wieder wird dort betont, dass Jesus Christus wirklich über den Tod hinaus lebt, dass er weder Geist noch Erscheinung ist, sondern ein wirklicher Mensch, der als Auf erstandener all die Möglichkeiten eines wirklichen Menschen besitzt, ohne aber durch die Begrenzungen des Menschen in seinem Sein beschnitten zu sein. Er überschritt das, was zu unserer Begrenztheit und damit auch zu unserem Leiden und unserer Unvollkommenheit gehört. Er ging in die Vollkommenheit Gottes ein, ohne jedoch seine Identität als Mensch zu verlieren. Dies beschreibt genau die Hoffnung, die uns allen gegeben ist. Wir werden weder in eine Weltseele zurückkehren, noch in ein Nirwana eingehen, wo wir dann, unserer Individualität beraubt, mit allen anderen Lichtkörpern eins sein werden. Vielmehr wird unsere Einzelpersönlichkeit über den Tod hinaus vor Gott Geltung besitzen. Durch Jesu Auferstehung wurde uns dies zur Gewissheit. Damit ist das letzte Tabu, das dem Menschen gegeben ist, durchbrochen: Die Todesschranke, hinter die er nicht blicken kann. Uns Menschen ist in der Auferstehung Jesu Christi eine Hoffnung geschenkt, die zu einem ganz neuen Weltverständnis führt. Wir müssen diese Welt nicht mehr für endgültig halten und sie mit aller Gewalt festhalten, sondern wir wissen, dass es über dieses Leben hinaus eine Hoffnung gibt, die dieses Leben erst lebenswert macht. Wir dürfen unser gegenwärtiges Leben als eine Vorstufe der Auferstehungshoffnung ansehen und etwas von dieser Hoffnung bereits in diesem Leben verwirklichen.

ZUM NACHDENKEN

Wenn aber verkündigt wird, dass Christus von den Toten auferweckt worden ist, wie können dann einige von euch sagen: Eine Auferstehung der Toten gibt es nicht? Wenn es keine Auferstehung der Toten gibt, ist auch Christus nicht auferweckt worden. Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos. Wir werden dann auch als falsche Zeugen Gottes entlarvt, weil wir im Widerspruch zu Gott das Zeugnis abgelegt haben: Er hat Christus auferweckt. Er hat ihn eben nicht auferweckt, wenn Tote nicht auferweckt werden. Denn wenn Tote nicht auferweckt werden, ist auch Christus nicht auferweckt worden. Wenn aber Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist euer Glaube nutzlos, und ihr seid immer noch in euren Sünden; und auch die in Christus Entschlafenen sind dann verloren.

10. "AUFGEFAHREN IN DEN HIMMEL; ER SITZT ZUR RECHTEN GOTTES, DES ALLMÄCHTIGEN VATERS"

An der Quelle der Macht

Wenn wir jetzt zu den letzten Aussagen des zweiten Artikels vordringen, begegnen uns zunächst große Verstehensschwierigkeiten. Wie soll man es sich vorstellen, dass Jesus Christus in den Himmel aufgefahren ist und dort zur Rechten Gottes des Vaters sitzt? Auch der lukanische Bericht von der Himmelfahrt Jesu hilft uns da nicht weiter, der höchst prosaisch verkündet: Als er das gesagt hatte, wurde er von ihren Augen aufgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken. Während sie unverwandt ihm nach zum Himmel emporschauten, standen plötzlich zwei Männer in weißen Gewändern bei ihnen" (Apg 1,9f.). Diese Verständnisschwierigkeiten lassen sich leicht an unserer Hilflosigkeit gegenüber dem Himmelfahrtsfest ausmachen.

Ist das Himmelfahrtsfest passé?

Den meisten Menschen unserer Tage fällt es nicht weiter schwer, das Weihnachtsfest zu feiern, denn das gegenseitige Beschenken macht schon einen Feiercharakter aus. Zu Ostern planen dann viele einen Urlaub und auch anlässlich des Pfingstfestes kann man sich ein paar Tage entspannen. Aber was soll dieser erotische Block des Himmelfahrtstages, der dazu immer noch auf einen Donnerstag fällt? Dass man ihn bei uns in Deutschland als Vatertag umfunktionierte, war zwar zuerst eine Attraktion, mit der man glaubte, auch die Kirchen und die von ihnen vertretene Tradition herausfordern zu können. Aber der Vatertag hat seltsamerweise nur bei den Männern gut Fuß gefasst, die selbst noch keine Väter sind. Im Gegensatz zur Verehrung der Mütter am Muttertag, hat der Vatertag mit der Verehrung der Väter kaum etwas zu tun. So steht man diesem Feiertag im Grunde genommen ratlos gegenüber. In anderen Ländern ist es ähnlich. So finden in den USA, wo dieser Tag kein staatlich geschätzter Feiertag ist, oft schon keine kirchlichen Gottesdienste mehr statt.

Man könnte fragen, was man nun im 20. Jahrhundert mit solch einem Fest noch anfangen soll. Uns ist dieser Feiertag wahrscheinlich noch nicht so unbekannt wie dem kleinen Jungen, der auf den Hinweis, dass morgen Himmelfahrtstag sei, freudig ausrief: "Mutti, da darf ich aber auch hingehen!" Vielleicht könnte man sogar die Himmelfahrt mit dem Einwand abtun, dass doch heute unmöglich ein Mensch noch glauben könnte, dass Jesus sich wie eine Rakete langsam von der Erde abhob, um dann gen Himmel zu fliegen. Das Verständnis von einer dreistöckigen Welt, mit dem Himmel oben, der Erde in der Mitte und der Unterwelt darunter, da hinter solchen Bildern steht, können wir nicht mehr teilen.

Bevor wir jedoch zu vorschnell die Himmelfahrt Jesu Christi als nicht mehr zeitgemäß ablehnen, sollten wir uns anhören, was Martin Luther dazu sagt. Auch er war noch nicht ein Kind unserer Zeit, sondern lebte in einem vorkopernikanischen Weltbild. Die Erde wurde als flache Scheibe gedacht, über die das Firmament sich wölbte, das sich, wie die tägliche Sonnenbahn anzeigte, ständig drehte. Als der Züricher Reformator Huldreich Zwingli in einem vermeintlich wörtlichen Verständnis der Bibel Jesus zur rechten Hand Gottes lokalisieren wollte und damit seine gleichzeitige Gegenwart im Abendmahl ausschloss, erwiderte Martin Luther, dass wir uns keineswegs Jesus Christus auf einem Hocker sitzend zur Rechten Gottes irgendwo da droben vorstellen dürften. Wenn dem so sei, meinte Luther, könnte Christus ja keinen Augenblick ruhig sitzen, denn da sich das Firmament ständig bewegt, müsste er immer Angst haben, vom Stuhl zu fallen. Ein andermal wandte er ein, dass man sich das "Sitzen zur

Rechten Gottes" nicht so vorstellen könne, als sitze Jesus Christus irgendwo da oben wie ein Storch in seinem Nest.

Luther deutet damit an, dass man solche biblischen Ausdrücke wie "sitzend zur Rechten Gottes" oder "aufgefahren in den Himmel" nicht so verstehen dürfe, als sei damit ein geographisch beschreibbares Geschehen gemeint. Man muss vielmehr danach fragen, was mit diesen Bildern ausgedrückt werden soll. Dabei wird sich schnell herausstellen, dass mit dem "aufgefahren in den Himmel" und "sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters" keineswegs eine geographische Ortsangabe gemeint ist, so dass man etwa jetzt wüsste, wo Christus zu finden sei. Wäre dem so, dann wäre er nur von dieser Erde entschwunden, in ein besseres jenseits oder ein "Über uns" eingekehrt und ohne jede Verbindung zu uns geblieben. Im Gegensatz zu solchen Ideen hat Paulus die sachliche Bedeutung der Himmelfahrt Christi erkannt, wenn er als Konsequenz des Gehorsams Jesu ausführt: "Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: 'Jesus Christus ist der Herr' — zur Ehre Gottes, des Vaters" (Phil 2,9-11).

Die Erhöhung Jesu Christi hat nichts mit einer geographischen Lokalisierung zu tun, sondern mit der Einsetzung Jesu Christi in die Machtfülle Gottes. Dahinter steht natürlich eine alttestamentliche Verheißung, die der Psalmist im 110. Psalm besingt: So spricht der Herr zu meinem Herrn: "Setze dich zu meiner Rechten und ich lege dir deine Feinde als Schemel unter die Füße" (Ps 110,1). Dieses Psalmwort war ursprünglich als Wort Gottes an den König in Jerusalem gerichtet. Der Gott, der Israel erwählt hat, verheißt hier dem König die Herrschaft über die Welt. Er selbst will die Feinde des Königs zu dessen Füßen legen. Durch die Platzierung des Königs zur Rechten Gottes wird ihm eine besondere Macht und Ehre zugesprochen, da im alten Orient der Platz zur Rechten eines Herrschers immer der Person zukam, die ihm in der Macht am nächsten stand und diese Macht in seinem Namen ausüben durfte. Wenn deshalb Gott zum König sagt, er solle zu seiner Rechten sitzen, will dies besagen, dass dem König die Macht gegeben war, im Namen Gottes über die Welt zu herrschen.

Die frühe Kirche verstand dieses Psalmwort ohne weiteres als messianische Verheißung und bezog sie folgerichtig auf Jesus Christus. Dies wurde schon dadurch gerechtfertigt, dass auch der jüdische Glaube diesen Psalm immer schon auf den kommenden Messias hindeutete. Als Jesus Christus infolge seines Opfertodes und seiner Auferstehung als der Messias erkannt wurde, war er selbstverständlich auch der Erfüller dieser messianischen Verheißung. Jesus Christus wurde als zur Rechten Gottes Erhobener beschrieben. Er herrschte jetzt an Gottes Seite und regiert also im Namen Gottes die Welt. Was durch das Bekenntnis zu dem aufgefahrenen Jesus Christus, der zur Rechten Gottes sitzt, ausgesagt wird, ist im Grunde genommen die konsequente Weiterführung des Bekenntnisses zu dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Jesus Christus entfernte sich nicht von dieser Erde und verweht unbeteiligt irgendwo im Weltall. Er ist vielmehr dort, wo die Entscheidungen fallen, nämlich bei Gott. Aber dort bleibt er kein unbeteiligter Zuschauer, sondern hat selbst Teil an diesen Entscheidungen, ja übt sie selbst im Namen Gottes aus. Darum ist die Himmelfahrt das Zeichen der Machtfülle Christi.

Himmelfahrt als Zeichen der Machtfülle Christi

Manche Theologen behaupten wahrscheinlich nicht ganz zu Unrecht, dass man ursprünglich nicht zwischen der Auferstehung Jesu Christi und seiner Himmelfahrt unterschieden habe.

Jesus Christus spukte ja nicht als Gespenst oder Geist irgendwo auf unserer Erde, bis er dann seinen Platz zur Rechten Gottes bekam, sondern wurde durch seine Auferstehung zur Rechten Gottes erhöht. Von dort aus zeigte er sich dann seinen Jüngern als der, der die Todesbarriere durchbrochen hatte und auch ihnen und allen Gläubigen den Weg zu einem neuen Leben ermöglichen konnte.

Wenn man später die Himmelfahrt als separates Fest feierte, dann hatte das seinen berechtigten Grund in einer Akzentuierung: man wollte betonen, dass Jesus Christus wirklich der Herr ist. Er ließ nicht einfach diese Erde zurück, sondern steht zu dieser Erde in einer ganz wichtigen Beziehung, weil er die Geschicke dieser Erde als Stellvertreter Gottes leitet. Es ist sicher kein Zufall, dass die Jünger der Himmelfahrtsgeschichte, als ihre Blicke sich von dem entfernten Jesus nicht losreißen konnten, sofort zurechtgewiesen wurden: "Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Mann, der von euch ging und in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen" (Apg 1,11). Der Weggang Jesu Christi ist kein Grund zur Trauer, sondern soll zu bedenken geben, dass er die Seinen nicht allein lassen wird. Gerade Martin Luther betonte immer wieder, dass Jesus Christus durch seine Erhöhung uns allen gegenwärtig sein kann, wo immer wir sind, besonders aber, wenn wir mit ihm das Abendmahl feiern. Jesus Christus ist kein abwesender Herr, sondern ist gegenwärtig in und mit seiner Gemeinde. Das heißt auch, dass er jedem von uns gegenwärtig ist und wir ihn deshalb anrufen und mit ihm reden dürfen.

Die frühe Kirche ging allerdings noch einen Schritt weiter. Indem sie Jesus Christus den Herrn nannte, wollte sie nicht nur herausstellen, dass er ihr Herr sei, sondern verstand ihn als Herrn der ganzen Welt. Dies wurde dadurch verdeutlicht, dass man Jesus Christus das "Wort" — griechisch: *logos* — nannte, das Fleisch geworden ist. In der griechischen Philosophie zur Zeit der Frühen Kirche hatte allerdings das Wort *logos* noch eine ganz andere Bedeutung: Es umfasste die Weltvernunft und die Weltordnung. Dies führt uns zum zweiten Aspekt der Himmelfahrt und Erhöhung Christi. Christus, der zur Rechten Gottes erhöht wurde, ist allgegenwärtig.

Himmelfahrt als Zeichen der Allgegenwart Christi

Die frühe christliche Kirche wusste, dass Christus nicht einfach für die Kirche in Beschlag zu nehmen war. Wenn Christus wirklich in Stellvertretung Gottes die Welt regierte, so folgert man, müsse von seiner Gegenwart auch etwas über die Kirche hinaus zu spüren sein. In der Tat fanden schon die ersten christlichen Theologen, dass die sogenannten Helden viele erstaunliche Einsichten und Erkenntnisse hatten, die weithin auch den Einsichten und Erkenntnissen des christlichen Glaubens ähnelten. Manche Christen verfielen auf die Behauptung, dass die Heiden alle guten Einsichten aus dem Alten Testament gewonnen hätten. Viel naheliegender aber war die Annahme, dass das fleischgewordene Wort auch außerhalb seiner Fleischwerdung in der ganzen Welt gegenwärtig sein müsse. So konnte man unschwer erklären, wieso auch außerhalb des christlichen Glaubens, etwa in anderen Religionen, zutreffende und aner kennenswerte Einsichten bestanden. Christus war eben auch dort gegenwärtig, wenn auch nur in seiner Allgegenwart, nicht aber in der personhaften, spezifischen Gegenwart, in der die christliche Gemeinde ihren Herrn erfahren durfte und auch heute noch erfährt. So ermöglicht nur der christliche Glaube die Anbetung Christi, während Christus in anderen Religionen höchstens implizit verehrt wird.

Das Bekenntnis zur Himmelfahrt und zu Christi Platz zur Rechten Gottes kann der Christ, obwohl die Bildhaftigkeit des Ausdrucks heute oft zu Missverständnissen führt, keineswegs ignorieren. Wenn man auch heute noch etwas von ihm erwarten darf, dann gehört dieses Bekenntnis zu den unabdingbaren Glaubenssätzen.

Für den Christen ist Jesus Christus nicht einfach eine Idee der Vergangenheit, von der er sich wie von anderen Geistesgrößen heute noch inspirieren lassen könnte. Jesus Christus ist auch nicht einer, der sich von dieser Erde entfernte und irgendwo überm Sternenzelt in einem besseren jenseits lebt. Für den Christen ebenso wie für die ganze Welt ist Jesus Christus ihr Herr, der im Zentrum der Macht sitzt und das endgültige Geschick dieser Welt bestimmt. Das heißt nicht, dass wir keinen Freiraum hätten, um uns gegen den Willen Jesu Christi zu entscheiden. Wie Gott selbst ist auch Christus kein Tyrann, dem wir wie Marionetten blind zu gehorchen hätten. Das Leid, das durch uns Menschen in unserer widerchristlichen Unvernunft verursacht wird, bezeugt, dass es uns immer wieder gelingt, die Herrschaft Christi zu ignorieren. jedoch sagt uns die messianische Verheißung, die in Jesus Christus ihre Fortführung und Erfüllung findet, dass sich vor Christus dem Herrn einmal alle Knie beugen müssen. Dann werden wir alle, ob wir wollen oder nicht, ihn als den Herrn anerkennen.

Bis dorthin allerdings gilt uns die Verheißung, die mit der Himmelfahrt und mit dem Sitzen zur Rechten Gottes gegeben ist, nämlich, dass wir in diesem Leben nicht einem teilnahmslosen Kosmos oder einem unerbittlichen Geschick gegenüberstehen, sondern dass die Weltregierung durch Jesus Christus selbst persönliche Züge angenommen hat. Der über diese Welt und über unser Geschick letztlich zu entscheiden hat, ist der, der von sich in gleichnishafter Weise sagte: "Ich bin der gute Hirte ... Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben" (Job 10,10f.).

ZUM NACHDENKEN

Im ersten Buch, lieber Theophilus, habe ich über alles berichtet, was Jesus getan und gelehrt hat bis zu dem Tag, an dem er (in den Himmel) aufgenommen wurde. Vorher hat er durch den Heiligen Geist den Aposteln, die er sich erwählt hatte, Anweisungen gegeben. Ihnen hat er nach seinem Leiden durch viele Beweise gezeigt, dass er lebt; vierzig Tage hindurch ist er ihnen erschienen und hat vom Reich Gottes gesprochen.

Beim gemeinsamen Mahl gebot er ihnen: Gebt nicht weg von Jerusalem, sondern wartet auf die Verheißung des Vaters, die ihr von mir vernommen habt. Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet schon in wenigen Tagen mit dem Heiligen Geist getauft. Als sie nun beisammen waren, fragten sie ihn: Herr, stellst du in dieser Zeit das Reich für Israel wieder her? Er sagte zu ihnen: Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen zu erfahren, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat. Aber ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch herabkommen wird; und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde.

Als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken. Während sie unverwandt ihm nach zum Himmel emporschauten, standen plötzlich zwei Männer in weißen Gewändern bei ihnen und sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch ging und in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen.

11. "VON DORT WIRD ER KOMMEN ZU RICHTEN DIE LEBENDEN UND DIE TOTEN"

Vom Weltenrichter zur Hoffnung der Menschheit

"Von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten" ist die letzte Bekenntnisaussage des apostolischen Glaubensbekenntnisses über Jesus Christus. Er wird, so bekennen wir, von seiner Machtposition zur Rechten Gottes wiederkommen, um die Lebenden und die Toten zu richten. Dieses Bekenntnis zu Christus als dem Weltenrichter ist uns von vielen mittelalterlichen Kirchenportalen her vertraut. Viele Portale tragen eine Darstellung, auf der Christus auf einem Thron sitzt. Zur Rechten sammeln sich die, die er annehmen wird, und die zu seiner Linken verweist er in die ewigen Höllenqualen. Am Mienenspiel der so gerichteten Menschen zeigt sich beredt ihr ewiges Schicksal. Natürlich ist solch eine Darstellung nur als Bild zu verstehen, als Gleichnis dafür, dass irgendwann einmal diese Welt endet und jeder dann für das Rechenschaft ablegen muss, was er in diesem Leben getan und unterlassen hat. Die Erwartung einen solchen Lebens- und Weltendes teilt der christliche Glaube mit fast allen Religionen.

Die Erwartung des Weltendes

In fast allen Religionen geht das Bemühen dahin, das Ende des eigenen Lebens und der Welt nicht als etwas Erschreckendes zu erfahren, sondern mit möglichst großer Gewissheit darauf vertrauen zu dürfen, dass es am Ende gut mit einem ausgeht. Wir bemerken gerade heute im Wiedererwachen der großen Religionen, dass die Vorbereitung auf diesen Abrechnungstag mit größter Ernsthaftigkeit betrieben wird. In vielen muslimischen Ländern versucht man, rigoros nach den Bestimmungen des Koran zu leben, denn so erfülle sich die Hoffnung, dass Allah dem Menschen im Tod gnädig gestimmt sein werde. Man schreckt selbst vor politisch-ideologischen Himmelfahrtskommandos nicht zurück, denn durch Mohammed wurde verheilen, dass derjenige unmittelbar in ein besseres jenseits kommen werde, der für die Sache Allahs fällt. Auch in anderen Religionen gibt es verschiedenste Mittel, wie Fasten, Verrichten guter Werke oder das unaufhörliche Drehen von Gebetmühlen, um dem kommenden Zorn des Gerichts zu entgehen.

Für lange Zeit besaß das Christentum ähnlich drohende Vorstellungen des Weltendes. So kannte Martin Luther nur einen zürnenden Gott, der unerbittlich Rechenschaft von ihm forderte und seinen Sohn einst senden würde, um mit jedem einzelnen abzurechnen. Das große Buch, das all unsere Taten enthält, war für Luther eine lebensbestimmende und lebensbedrohende Realität. Keineswegs aus freien Stücken ersetzte Luther sein Jurastudium durch das Klosterleben. Es war die Angst vor dem Weltenrichter, die ihn dazu trieb. Viele handelten in Erwartung des jüngsten Tages und in der Furcht vor dem Weltenrichter ähnlich: Die Säulenheiligen der alten Kirche, die ihr Leben aus Selbstkasteiung auf Säulen zubrachten oder der große Theologe Origenes, der sich selbst entmannte, um ein möglichst gottgefälliges Leben zu führen. Heute werden viele von uns über diesen religiösen Rigorismus, ja Fanatismus nur noch lächeln. Im sogenannten christlichen Abendland wird auch der christliche Glaube von den meisten nicht mehr so ernst genommen.

Aber doch sitzt uns immer noch eine Angst im Nacken, wenn auch nicht mehr vor dem Weltende, das Gott herbeiführen wird, sondern vor dem, das wir in unserem Wahn, in dem wir glauben, uns vor vermeintlichen oder potentiellen Feinden schützen zu müssen, verursachen könnten. Wenn wir einmal in der Hetze des Lebens eine stille Minute haben, fühlen wir oft,

wie uns eine Angst befällt, wie es uns seltsam mulmig und unwohl wird. Man weiß eben nicht so recht, was kommt und ob das alles noch gut ausgeht. Unsere Lebensangst hat sich zwar aus der religiösen Sphäre in die weltliche verlagert, aber eine Angst um die Zukunft im vorletzten und auch im letztlichen Sinn ist geblieben.

Nun kann man uns natürlich einzureden versuchen, dass wir eben mit der Bombe leben müssten. Aber wir wollen doch auch wissen, ob sich das Leben am Ende lohnt. Wenn man versucht, hier überall dabei zu sein und sich nichts entgehen zu lassen, so bleibt, wie manche aus eigener Erfahrung wissen, nur ein fader Geschmack im Mund oder ein Katergefühl am nächsten Tag zurück. Wenn wir auch die Welt mit ihren Problemen für ein paar Stunden vergessen, wir können ihr und der Vergänglichkeit nicht entfliehen. Wenn es für uns Lebenserfüllung geben soll, dann muss es etwas über dieses Leben Hinausgehendes sein, das, wie es in einem Weihnachtslied heißt, dann der Welt einen neuen Schein gibt. Gerade dieses Darüberhinaus ist für den christlichen Glauben zentral. Christliche Theologen charakterisieren geradezu einmütig Jesu Botschaft als eschatologisch, d. h. endzeitlich.

Jesu Gestalt und Botschaft haben etwas mit dem Ende der Welt zu tun. Das wird uns sofort klar, wenn wir an das Gebet denken, das Jesus seine jünger lehrte und das wir heute regelmäßig im Gottesdienst beten. In dem Gebet des Herrn heißt es: "Dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel so auch auf Erden." Was wir hier beten, ist ein Ausdruck der Hoffnung und der Sehnsucht, dass sich der göttliche Wille einmal in der ganzen Welt durchsetzen werde. Dann sollen die widergöttlichen und zerstörerischen Mächte, unter denen wir in der Widersprüchlichkeit unseres Lebens leiden, keine Daseinsberechtigung mehr haben. Zur Durchsetzung des Willens Gottes ist natürlich auch Macht nötig. Gerade deshalb spricht das Bekenntnis von Christus als dem wiederkommenden Herrn, dem Richter, dessen Richterspruch unmittelbare Konsequenzen hat. Aber, so muss man gleich fragen, wie kann Jesus, der sich selbst der gute Hirte nannte, gleichzeitig Richter sein?

Kann ein Heiland Richter sein?

Die Frage nach der Verträglichkeit der beiden Bilder vom Weltenrichter und vom Heiland werden wir leichter beantworten können, wenn wir verstehen, dass hinter dem Bekenntnis zu dem vom Himmel herabkommenden Christus, der die Lebenden und die Toten richtet, eine Vision aus dem Buch des Propheten Daniel steht. Dort heißt es in Kapitel 7,13 f: "Immer noch hatte ich die nächtlichen Visionen: Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn. Er gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn geführt. Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen und Sprachen müssen ihm dienen. Seine Herrschaft ist eine ewige, unvergängliche Herrschaft. Sein Reich geht niemals unter." Dieser Menschensohn erscheint auch in der Apokalypse des Enoch, wo seine Hauptaufgabe darin besteht, der Richter der Endzeit zu sein. Die Tradition vom Menschensohn, der mit den Wolken des Himmels kommt, nahm Jesus selbst auf.

Jesus sprach öfters vom Menschensohn, meist aber in der dritten Person. Bei der Verhandlung vor dem Hohen Rat etwa hören wir, wie der Priester an Jesus die entscheidende Frage stellt: "Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?" Jesus antwortete: "Ich bin es. Und ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen" (Mk14,61f.). Dieses Bekenntnis Jesu zum kommenden Menschensohn beendete die Gerichtsverhandlung im Nu. Der Hohepriester zerriss sein Gewand, was er als frommer Jude tun musste, wenn er eine Gotteslästerung gehört hatte. Für die, die es noch nicht mitbekommen hatten, wiederholte der Hohepriester noch ausdrücklich, dass hier eine Gotteslästerung stattgefunden hatte. Jesus hatte es gewagt, sich mit der endzeitlichen Figur des

Menschensohnes zu identifizieren. Damit beging er nach jüdischem Verständnis eine Gotteslästerung, da er sich damit auch mit Gott gleichgesetzt hatte. Die Antwort des Hohen Priesters und des mit ihm versammelten Hohen Rates war drastisch, aber konsequent: Er ist schuldig und muss sterben.

Die frühe Kirche bestätigte dann dieses Bekenntnis Jesu. Sie erkannte, dass der Menschensohn keine separate Gestalt neben Jesus sein konnte, wenn auch Jesus während seines Erdenlebens meist von ihm in der dritten Person sprach, sondern mit Jesus Christus identisch sein musste. Die Bestätigung dafür hatte sich durch seine Auferstehung ergeben. Die ersten Christen entwickelten jedoch keine Angstneurosen aufgrund der Gleichsetzung Jesu mit dem wiederkehrenden Weltenrichter. Ganz im Gegenteil, manche von ihnen hofften so intensiv auf die Wiederkunft Christi, dass sie ihn schon in allernächster Zeit erwarteten. Das führte etwa bei den Christen in Jerusalem zum weitgehenden Verzicht auf persönlichen Besitz und Zukunftsplanung in dieser Welt und gemeinsamer Nutzung des allgemeinen Besitzes. Der Apostel Paulus, der ebenfalls mit einer baldigen Wiederkehr Christi rechnete, hielt trotzdem von solcher Weltvergessenheit nicht viel, fühlte er sich doch verpflichtet, für die in Not geratenen Brüder und Schwestern in Jerusalem in anderen Gemeinden eine Kollekte zu erbitten. Die Wiederkunft Christi darf eben nicht als himmlische Utopie missverstanden werden, über der man die in diesem Leben anstehenden Notwendigkeiten vergisst. Bald erinnerte man sich auch daran, wie Jesus selbst gesagt hatte, dass von der Zeit und der Stunde des Endes niemand weiß.

Wie uns die Bitten im Vaterunser zeigen, hält der christliche Glaube weiterhin daran fest, dass Christus einst wiederkehren wird. Wann das allerdings geschehen wird, bleibt in Gottes eigenem Willen beschlossen. Nun könnte man vielleicht meinen, dass man in unserem aufgeklärten Zeitalter diese endzeitliche Komponente aus dem christlichen Glauben ohne Schaden eliminieren könne. Es wäre doch genug, wenn man Jesus Christus als den Weltenheiland verstünde.

Muss man denn auch noch an ihm als Weltenrichter festhalten? Mit solch einer Argumentation hätte man allerdings die Bedeutung des Weltenheilands überhaupt entwertet. Man kann sich das an dem Beruf eines Arztes verdeutlichen. Ein Arzt soll nach unserer Erwartung seine Patienten heilen. Oft gelingt ihm dies, indem er den Patienten Arzneien verordnet. Ist allerdings die Krankheit ernsthafterer Natur, dann muss der Arzt auch die Macht haben, Patienten in ein Krankenhaus einweisen und sogar operieren lassen zu können. Hellen heißt also, das eliminieren zu dürfen, was den Patienten schadet, ein Magengeschwür, einen Tumor oder einen Virus. Ein Arzt ohne solche Vollmachten wäre ein Quacksalber. In ähnlicher Weise wäre Jesus Christus nur ein Moralprediger, wenn er ein Heiland ohne Gerichtsvollmacht wäre. Die Welt und unser Leben bestanden dann für immer aus einem Gemisch von Gut und Böse. Unsere Hoffnung und die Sehnsucht der gesamten Menschheit zielt jedoch darauf, dass dieses Gemisch einmal getrennt wird, dass das Böse und Zerstörerische aus unserem Leben und der ganzen Welt eliminiert wird. Darauf zielt die Bitte im Vaterunser ab, wenn wir sagen: "Dein Reich komme, dein Wille geschehe, im Himmel wie auch auf Erden."

Die Manifestation des Reiches

Zum christlichen Glauben gehört unabdingbar, dass das Reich Gottes, das in und mit Christus anbrach, sich einmal manifestieren wird. Es wird einen Zeitpunkt geben, an dem das Unvollkommene und Bruchstückhafte in die Vollkommenheit Gottes aufgenommen wird. Wenn wir allerdings unser eigenes Leben sorgfältig ansehen, so bemerken wir soviel

Unvollkommenes und Bruchstückhaftes, dass wir uns fragen, ob wir bei solch einer Generalreinigung der Welt überhaupt bestehen können. Auch war es schon immer die Frage der alttestamentlichen und neutestamentlichen Frommen, ob sie vor ihrem Herrn bestehen könnten. Nur einer, der in einem gott- und weltvergessenen Schlendrian lebt, kann sich der Illusion hingeben, dass Gott ein guter Mann sei, der am Schluss ja doch alles vergeben müsse. Wenn dies aber unsere Vorstellung von Gott oder Christus ist, sind wir uns überhaupt noch nicht bewusst geworden, wie fundamental unser Leben sich von den Maßstäben Gottes unterscheidet. Damit tut sich wieder die Frage auf, ob das Bild des Weltenrichters bei uns nicht Angststimmungen erzeugen muss.

Hier hat uns allerdings schon Paulus eingeschärft: "Wenn also jemand in Christus ist, ist er eine neue Schöpfung: das Alte ist vergangen, Neues ist geworden" (1 Kor 5,17). Mag unser Leben noch so zerrissen sein, wenn wir uns an Christus und sein befreiendes Wort halten, dann ist im Grunde genommen das Gericht schon an uns vorübergegangen. Christus wird nicht die Inadäquatheit unseres Lebens vergessen, er wird aber für uns eintreten. Es war damals die Hoffnung der Christen — und die darf es auch jetzt noch sein —, dass Christus sich für alle geopfert hat, die sich auf seine Seite stellen. Damit ist die ungeheure Differenz zwischen Gott und dem Menschen aufgehoben.

Hier liegt der große Unterschied zwischen den Versöhnungsbemühungen in den Weltreligionen und dem Verständnis des Weltenrichters im christlichen Glauben. Während man in diesen Religionen versucht, durch religiöse Übungen die Differenz zum Göttlichen zu überwinden, hat man im christlichen Glauben erkannt, dass wir niemals diese Differenz von uns aus überwinden können. Allein Gott selbst kann uns wieder die Tür zur Gemeinschaft öffnen. Dies, und das ist die christliche Gewissheit, hat sich durch den Lebensweg Jesu Christi ereignet. Deshalb braucht Jesus nicht als drohender Richter verstanden werden, sondern ist die Hoffnung der Welt. Er hat sein Leben für uns gegeben, damit wir ewiges Leben haben können. Ein Christ ist deshalb, wie Luther es einmal sagte, kein furchtsamer Knecht und niemandem untertan außer Gott allein.

Die Gewissheit, dass in Christus schon die Differenz zwischen Gott und uns überwunden ist, treibt uns auch zu einer Hinwendung zur Welt. Wir brauchen uns von der Welt nicht mehr abzusondern, um uns zu Gott vorzukämpfen, sondern können und dürfen in dieser Welt an unserem Platz verantwortungsbewusst handeln. Das heißt, dass die Manifestation des Reiches für den Christen nicht nur ein Ereignis bleibt, das sich einmal am Ende dieser Welt in der Fülle der Zeit ereignen wird, denn der Christ wird jetzt schon von diesem Reich in der Welt Zeugnis ablegen. Diese Vorwegnahme des Reiches wird ihn nicht zur Utopie verführen, dass er selbst hier ein vollendetes Reich aufbauen könnte. Er wird allerdings in all seinen Lebensbezügen von dem Gott ein Zeugnis ablegen, der alles gottwidrige vehement ablehnt. Er wird damit dem Mitmenschen ein Christus werden und so bezeugen, dass es in der Dunkelheit dieser Welt durch Christus heller geworden ist.

ZUM NACHDENKEN

Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen, sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen.

Macht es nicht wie sie; denn euer Vater weiss, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet. So sollt ihr beten:

Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt,

dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel so auf der Erde,

Gib uns heute das Brot, das wir brauchen.

Und erlass uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldnern erlassen haben.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern rette uns vor dem Bösen.

12. "ICH GLAUBE AN DEN HEILIGEN GEIST"

Von der Macht des Lebens

In den letzten vier Kapiteln werden wir uns dem 3. Artikel zuwenden, der nach herkömmlicher Meinung vom Heiligen Geist handelt. Genauer betrachtet ist aber nur in einem kurzen einfahrenden Abschnitt vom Bekenntnis zum Heiligen Geist die Rede. Danach hören wir von der Kirche, der Vergebung der Sünden, der Auferstehung der Toten und dem ewigen Leben. Martin Luther sah jedoch in seiner Auslegung des 3. Artikels diese Einzelaussagen in Zusammenhang mit der Wirkung des Heiligen Geistes, da er den rechten Glauben als Wirkung des Heiligen Geistes verstand. Dies hat seine Berechtigung darin, dass wir ohne Gottes Hilfe Gott nicht näher kommen können. Wir mögen uns noch so sehr abmühen, noch so hoch springen, immer fallen wir auf diese Erde mit ihren Grenzen zurück. Wenn wir allerdings die Wirkung des Heiligen Geistes darauf beschränken, dass er uns vor Gott angenehm macht und uns wieder mit dem Ursprung unseres Lebens in Verbindung bringt, dann muss sich sofort die Frage erheben, ob der Heilige Geist nicht ein rein innerchristliches Phänomen ist. Obwohl er manchmal geradezu von den Christen gepachtet zu sein scheint, wissen jedoch selbst die Christen nicht viel vom Heiligen Geist zu sagen. Dass er im Apostolischen Glaubensbekenntnis nur am Rande erwähnt wird, gleichsam als ein Glaubensinhalt neben anderen, drückt sehr beredt aus, dass der Heilige Geist ein Stiefkind der christlichen Kirche ist.

Der Heilige Geist als Stiefkind der Kirche

Wenn wir gefragt werden, was der Heilige Geist ist oder bewirkt, geraten die meisten von uns in Verlegenheit. Mit Jesus Christus kann man wenigstens die menschliche Gestalt Jesu von Nazareth in Verbindung bringen. Bei Gott selbst fällt es uns schon schwerer, anschaulich zu bleiben, denn die großen Taten Gottes, von denen besonders das Alte Testament erzählt, wie etwa der Auszug aus Ägypten und die Besitznahme des verheißenen Landes, sind uns doch verhältnismäßig fremd. Dies mag auch ein Grund dafür sein, weshalb wir den Namen Gottes oft so gedankenlos missbrauchen. Beim Heiligen Geist gelingt uns jedoch keine anschauliche Konkretisierung mehr. Wir bezeichnen zwar manches als geistlos, halten anderes für geistreich, sprechen vom Ungeist der Zeit, halten manche Menschen geradezu für geistesabwesend und andere wieder für völlig durchgeistigt. Aber wie solche Redensarten mit dem Heiligen Geist zusammenhängen sollen, bleibt vielen unklar. Wenn wir den Heiligen Geist unter die Geister einreihen, kommen wir ihm keinen Schritt näher. Er wird dann geradezu ein Gespenst, was in unserem aufgeklärten Zeitalter als Absurdität abgeschrieben wird. Natürlich wissen die meisten Christen, dass der Heilige Geist mit der Geburt der Kirche, der die Ausgießung des Heiligen Geistes zugrunde liegt, irgendwie zusammenhängt. Aber was dort eigentlich geschah, bleibt wiederum den meisten von uns unverständlich. Manchmal hören wir auch von den Gaben des Geistes, obwohl von deren Verfechtern meist nur eine Gabe, das Zungenreden, in den Vordergrund gerückt wird. Was es damit auf sich hat, erfährt man meist nur in pfingstlerischen Kreisen. So bleibt auch in dieser Hinsicht den meisten von uns der Zugang zur Wirkung des Heiligen Geistes verschlossen.

In dieser Ratlosigkeit befinden wir uns in guter Gesellschaft, denn auch die Frühe Kirche musste sich lange mit der Frage nach der Funktion des Heiligen Geistes herumschlagen. Vom Alten Testament her war es klar, dass der Heilige Geist der *Geist* Gottes ist. Nun ist aber Jesus Christus der *Sohn* Gottes, den Gott durch seinen Geist in die Welt sandte. So sprach auch im

Lukasevangelium der Engel zu Maria bei der Verheißung der Geburt Jesu: "Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Kind heilig und der Sohn Gottes genannt werden" (Lk 1,35). Wie verhalten sich aber nun Vater, Sohn und Heiliger Geist zueinander? Sind sie gleichwertig, einander untergeordnet oder einfach verschiedene Begriffe für ein und dasselbe Phänomen?

Die Kirche erkannte bald eine enge Verwandtschaft zwischen Jesus, dem Sohn Gottes, und dem Heiligen Geist als Kraft Gottes. In gewisser Weise kann man den Sohn und den Geist Gottes geradezu als Einheit sehen. Aber doch darf man sie nicht unterschiedslos behandeln, denn im Gegensatz zum Geist hat der Sohn in dem Menschen Jesus einen ganz konkreten historischen Bezug. Da dem Geist solch ein Bezugspunkt fehlt, muss man ihn einerseits weniger historisch konkret, andererseits aber umfassender in seiner Wirkweise denken. Dies zeigte sich besonders deutlich im Jahre 381 auf dem Konzil zu Konstantinopel, das das Nizänische Glaubensbekenntnis auf seine heutige Form erweiterte, um dabei auch die Funktion des Geistes hervorzuheben. Man stellte hier ausdrücklich fest, dass Jesus Christus Mensch geworden ist durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria. Die Menschwerdung Jesu wird also nur durch die Wirkung des Heiligen Geistes verständlich. Sodann hören wir vom Heiligen Geist, dass er Herr ist und lebendig macht, dass er vom Vater ausgeht, mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und zugleich geehrt wird und durch die Propheten sprach.

Die meisten dieser Ausführungen können sich auf biblische Hinweise berufen. Wie Jesus Christus wird der Heilige Geist als Herr bezeichnet. Aber über Jesus Christus hinaus wird er noch als der, der lebendig macht, verstanden. Damit ist die lebensschaffende Macht des Geistes angesprochen, von der gerade das Alte Testament viel zu sagen weiß. Dass er durch die Propheten geredet hat, weist wiederum auf das Alte Testament zurück. Sie waren die geistbegabten Männer und Frauen, durch die Gott sprach, als er dem Volk Israel seine Verheißungen gab oder als er ihm die Übertretungen vorhielt. Obwohl sogar von der Anbetung des Geistes zugleich mit dem Vater und dem Sohn die Rede ist, wird in Konstantinopel von einer Identifizierung mit Vater und Sohn abgesehen. Man konnte sich nicht zu der Formel entschließen, dass der Heilige Geist ebenso wie Jesus Christus eines Wesens mit dem Vater sei. Zwar wird ihm höchste Ehre erwiesen, ja sogar zu ihm gebetet, doch ist er eben nicht Gott, sondern nur der Geist Gottes. Doch ist gerade dieser Geist Gottes Medium der Weltgestaltung.

Der Heilige Geist als Mittel der Weltgestaltung

Während wir heute in einer aufgeklärten Welt von der Autonomie des Lebens und der Eigengesetzlichkeit der Natur sprechen, leuchtete es gerade auch den erdverbundenen Israeliten ein, dass aus Nichts nichts entsteht. Die beste Viehzucht nützt nichts, wenn das Futter nicht gedeiht, und die besten Ackerbaumethoden bleiben erfolglos, wenn der Regen ausbleibt. Den Israeliten waren diese natürlichen Kausalzusammenhänge schon lange bekannt, wenn auch noch nicht in den Feinheiten, die wir durch lange Intensivforschung herausgefunden haben. Für sie war es einfach offensichtlich, dass es ohne materielle Ursache keine materielle Wirkung geben kann. Trotzdem wäre es außerhalb ihrer Vorstellungswelt, das Materielle allein seiner Eigengesetzlichkeit zu überlassen. So wird im Hiobbuch die rhetorische Frage gestellt "Wer hat ihm seine Erde anvertraut, und wer den ganzen Erdkreis hingestellt? Wenn er auf ihn den Sinn nur richtet, seinen Geist und Atem zu sich holt, muss alles Fleisch zusammen sterben, der Mensch zum Staube wiederkehren" (Hiob 34,13ff.). Man mag es sich noch so sehr anders einreden, ohne Gott geht nichts in dieser Welt. Sein Geist ist es, der Leben schafft; wenn er seinen Geist von uns abwendet, sind wir wieder leblose Materie.

Aber der Geist Gottes bewirkt nicht nur den Unterschied zwischen Leben und Tod, sondern auch zwischen Verstand und Unverstand. So lesen wir ebenfalls im Hiobbuch: jedoch, es ist der Geist im Menschen, des Allmächtigen Hauch, der ihn verständig macht" (Hiob 32,8). Weder Alter noch Erziehung vermitteln uns Weisheit. Mögen wir noch so stolz auf die Errungenschaften der Wissenschaft und Technik sein, ohne den Geist des Gottes, der uns diese Erde anvertraut hat und dem wir unser Leben verdanken, tappen wir im Dunkeln. Ohne ihn wird die Welt nicht nur trostlos, sondern auch lieblos. Keiner hat die moderne Orientierungs- und Haltlosigkeit, die meist mit Gefühlskälte gepaart ist, wohl stärker erfahren als Friedrich Nietzsche, als er in seiner *Fröhlichen Wissenschaft* ausrief: "Wohin bewegen wir uns? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht?" In der Tat, wissen wir sehr viel, sind aber doch nicht weiser geworden; wir wissen so viel über den Menschen und stehen immer hilfloser vor dem Mitmenschen; wir haben die Natur und ihre Gesetze weitgehend beherrschen gelernt und verstehen sie doch so wenig. Wenn man sich von dem trennt, der alles im Innersten zusammenhält, geht der Blick für den Zusammenhang verloren. Man klammert die Sinnfrage aus und macht damit das, was man betreibt, im Grunde genommen sinnlos. Man kann nicht auf den Geist Gottes verzichten, ohne selbst geistlos zu werden.

Man kann nicht Gottes Mittel der Weltgestaltung ignorieren, ohne selbst an Gestaltungskraft zu verlieren. So suchte etwa der ägyptische Pharao einen Verwalter, in dem der Geist Gottes wohnte (Gen 41,38), um die Probleme meistern zu können, die mit der drohenden Hungersnot kamen. Ein Mensch, der mit dem Geist Gottes in Verbindung steht, so dachte wahrscheinlich der Pharao, kann kein herzloser Technokrat sein, sondern besitzt den Blick für die Nöte der Menschen. Als Josef mit der Nahrungsbeschaffung für Ägypten betraut wurde, nutzte er seine Stellung nicht zum eigenen Machtvorteil aus, sondern er versuchte, so gut es ging, die Not in Ägypten und darüber hinaus zu lindern. Auch rächte er sich später nicht an seinen Brüdern, die ihm so übel mitgespielt hatten, sondern ließ sich vom Geist Gottes zum rechten Verhalten anleiten. Da der Geist Gottes immer *Gottes Geist* ist, dient er auch als Zeichen der Gottesnähe.

Der Heilige Geist als Zeichen der Gottesnähe

Wie sehr der Heilige Geist als Zeichen der Gottesnähe gedeutet wird, lässt sich an Psalm 51,12ff. erkennen, wo der Psalmist sagt: "Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, beständigen Geist! Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir! Mach mich wieder froh mit deinem Heil; mit einem willigen Geist rüste mich aus!" Ein reines Herz entspricht hier einem neuen beständigen Geist. Solange der Heilige Geist bei uns ist, können wir vor dem Angesicht Gottes bestehen. Mit Gottes willigem Geist ausgerüstet, gewinnen wir wieder an Lebensfreude. Unser Geist muss ständig durch den Geist Gottes genährt werden, damit wir den Unterschied zwischen gut und böse, wahr und falsch und Zuversicht und Trostlosigkeit erkennen.

Der Geist Gottes ist die Lebenskraft, die uns mit der Quelle des Lebens verbindet. Deshalb war es eine der großen Erwartungen Israels, dass in der Endzeit Gott seinen Geist über alle Menschen so reichlich ausgießen werde, dass vor überströmender Lebenskraft der Tod gänzlich unmöglich wird. Zugleich führt die Fülle des Geistes Gottes auch zu rechtem Verhalten. In diesem Sinne lautet die endzeitliche Verheißung des Propheten Ezechiels: "Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch. Ich nehme das Herz von

Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch. Ich lege meinen Geist in euch und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Gebote achtet und sie erfüllt" (Ez 36,26f.). Doch wie auch die darauf folgende Vision bei Ezechiel, in der Gott durch seinen Geist die Gebeine der Verstorbenen wieder zum Leben erwecken wird, bleibt die Vermittlung des neuen Geistes eben nur eine Vision. Israel bleibt weiterhin Gott abgewandt und ignoriert seinen Geist. Die Menschen sterben wie bisher und haben keinen Anteil an der Lebenskraft des Geistes Gottes.

Erst mit dem Kommen Jesu ändert sich das Bild. Jesus wurde nicht nur durch den Geist Gottes in unsere Welt gesandt, sondern auch, als ihm das ungeistliche Verhalten seiner Glaubensgenossen den Tod brachte, durch den Geist Gottes wiederum zu neuem Leben erweckt. In der Auferstehung Jesu Christi überwandt der Geist Gottes erstmals die Todesbarriere. Statistisch gesehen, könnte man meinen, ist Jesu Auferweckung allerdings bis jetzt ein Einzelfall, so dass wir daraus keine Hoffnung auf ein neues Leben ableiten können. Würde man so denken, dürfte man aber nicht vergessen, dass Jesus von Nazareth stellvertretend für uns in den Tod ging. Darum erfolgte auch die Auferweckung Jesu Christi durch den Geist Gottes stellvertretend für uns. Um seinetwillen dürfen wir deshalb hoffen, wie er eine Auferstehung erleben zu dürfen, zu einer neuen, unvergänglichen Lebensform. Nun wäre das alles reine Zukunftsmusik, wenn sich nicht auch das Pfingstwunder unter den Christen ereignet hätte.

Die Ausgießung des Heiligen Geistes, das heißt die Teilnahme an Gottes Geist in der Fülle, hatten die alttestamentlichen Frommen für sich selbst am Ende der Zeit ersehnt. Durch das Pfingstwunder hat sich aber für uns Christen vorwegnehmend schon das ereignet, was wir in einer allgemeinen und universalen Weise erst am Ende unserer irdischen Geschichte erwarten dürften: Gott hat seinen Geist über die Christen ausgegossen. Wir dürfen deshalb an der Hoffnung festhalten, dass die Gottesnähe, die sich durch die Geistverbundenheit mit Gott ausdrückte, über den Tod hinaus Bestand hat.

Durch seinen in und mit uns wirkenden Geist ist Gott jetzt schon nicht mehr fern von uns. Er thront nicht wohlwollend, aber letztlich doch distanziert irgendwo überm Sternenzelt. Durch seinen Geist ist uns Gott wieder nahegekommen, so dass wir in seinem Geist unsere Entscheidungen fällen und unser Leben führen dürfen. Natürlich leben auch Christen noch in dieser Welt und sind ihren Versuchungen unterworfen. Doch wissen sie, wie Paulus sagt, dass Jesus Christus als Letzter Adam ein lebendigmachender Geist wurde (1 Kor 15,45). Wenn wir uns auf die Seite Jesu Christi stellen und auf ihn getauft worden sind, dürfen wir an dieser Lebenskraft des Geistes teilhaben. Wir müssen in der Welt keine Furcht mehr haben, denn wir können mit Paulus ausrufen: "Verschlungen ist der Tod vom Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?" (1 Kor 15,54 f.). Der Geist Gottes ermöglicht uns eine neue Orientierung, die über die immanente Beschränktheit dieser Welt hinausgeht. Und so verwirklicht sich der Traum des Archimedes von einem festen Punkt außerhalb der Welt, von dem aus er die Welt aus den Angeln heben könnte. Die Welt in ihrer jetzigen Verfassung, so dürfen wir aufgrund der Nähe Gottes hoffen, wird tatsächlich in ihrer Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit aus den Angeln gehoben werden. Gottes Geist wird diese Welt durchdringen und sie auf Christus und damit auf Gott hin ausrichten. Der Geist Gottes ist die Lebensmacht, die jede Vorläufigkeit und Unvollkommenheit aufhebt.

Es ist ja nicht zufällig, dass mit der Ausgießung des Heiligen Geistes sich auch das Sprachwunder ereignete. Im Gegensatz zur egoistischen Zerrissenheit beim Turmbau zu Babel, als man Gott entthronen wollte, wird hier die allesverbindende Gemeinschaft der Kinder Gottes neu entdeckt. Durch Teilhabe an seinem Geist erkennen wir in Gott unseren Vater und

in den uns umgebenden Menschen Schwestern und Brüder. Zu dieser alles verbindenden Macht des Lebens bekennen wir uns in unserem Glauben an den Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist also keine anonyme oder obskure Größe, sondern die Quelle, aus der wir unser Leben schöpfen und an der wir unser Leben orientieren. Wenn wir diese Quelle wiederentdecken und recht gebrauchen, dann wird unser Leben nicht trost- und leblos bleiben, sondern den froh und lebendig machenden Geist ausstrahlen, der es erleuchtet. Dass Gott uns diesen seinen Geist schenkt, lässt uns ihn loben und ihm danken.

ZUM NACHDENKEN

Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, beständigen Geist!

Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!

Mach mich wieder froh mit deinem Heil; mit einem willigen Geist röste mich aus!

Dann lehre ich Abtrünnige deine Wege, und die Sünder kehren um zu dir.

Psalm 51,12-15

13. "DIE HEILIGE CHRISTLICHE KIRCHE, GEMEINSCHAFT DER HEILIGEN"

Verhängnis und Vermächtnis der Kirche

Wie kann man als Christ an eine heilige, christliche Kirche sowie an die Gemeinschaft der Heiligen glauben, ohne sofortig an dem Geglauten zu zweifeln? Die wenigsten von uns erfahren die Kirche als heilig, und selbst bei dem Wort christlich werden einige Fragezeichen angebracht werden müssen, wenn wir Presseberichte über Missstände in der Kirche berücksichtigen wollen. Auch mit der Gemeinschaft der Heiligen können besonders evangelische Christen wenig anfangen, wollten sie nicht die Heiligenverehrung neu propagieren.

In der Tat fehlt immer mehr Menschen ein Zugang zur" Kirche. Das zeigt sich etwa im spärlichen Besuch vieler Gottesdienste und an der Tatsache, wie schnell ‚Kirche‘ mit Pfarrern oder der Kirchenbehörde gleichgesetzt wird. Im Protest gegen die Verweltlichung und die gleichgültige Haltung gegenüber der Kirche sind im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Sekten entstanden, die mit glühendem Eifer zu der urchristlichen Ernsthaftigkeit der Kirchengemeinschaft zurückführen wollten. Aber schon nach einigen Generationen, ereilte die Sekten ähnliches Schicksal wie die Großkirchen, von denen sie sich absonderten. Auch ihnen ging viel Wärme verloren und sie erstarrten zur Bürokratie mit amtlichem Gehabe.

Wenn wir allerdings im 3. Artikel mit dem Bekenntnis zur heiligen christlichen Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen konfrontiert werden, so wird im Unterschied zum Glauben an den Heiligen Geist von uns *kein Glaube* an eine heilige christliche Kirche erwartet, *sondern ein Bekenntnis* zu ihr. Die Kirche ist kein Glaubensgegenstand, sondern erwartet unser Bekenntnis zu ihr. Wenn dieses Bekenntnis dem 3. Artikel zugeordnet ist, so wird auch kein Bekenntnis zu einer wie auch immer strukturierten Kirchengemeinschaft erwartet, etwa der römisch-katholischen oder der evangelisch-lutherischen Kirche, sondern zu der einen Kirche, wie sie durch die Ausgießung des Heiligen Geistes gestiftet wurde. Somit steht auch die Gemeinschaft der Heiligen nicht separat neben der heiligen christlichen Kirche, sondern ist mit dieser identisch. Damit sind wir bei dem Verständnis der Kirche angelangt, das Martin Luther mit diesen Worten beschrieb: "Denn es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die 'Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören'." Die Kirche, zu der wir uns im 3. Glaubensartikel bekennen, ist nicht auf eine bestimmte Konfession beschränkt, sondern überschreitet alle konfessionellen Grenzen, die wir zur gegenseitigen Abgrenzung gezogen haben. So weist auch das Nizänische Glaubensbekenntnis die eine, heilige, allgemeine oder katholische und apostolische Kirche aus.

Allerdings erfahren wir diese Kirche nie in ihrer reinen Gestalt, sondern nur in der historischen Konkretion einer bestimmten Konfession. Durch diese geschichtliche Einbindung wird Kirche zwar konkret, aber sie wird auch mit geschichtlichen Irrtümern und Verfehlungen behaftet. Die Kirche, zu der wir uns bekennen, ist gleichsam der Kern, der in der harten, manchmal abweisenden und unzulänglichen Schale historischer Konkretisierung verborgen ist. Doch dürfen wir den Kern, die Gemeinschaft der Heiligen, nicht an der historischen Verwirklichung einer bestimmten Kirche messen, da wir sonst die Kirche sofort als unzulänglich abschreiben müssten. Wir müssen vielmehr umgekehrt die historische Leibhaftigkeit der Kirche immer und ständig an ihrem Kern messen. Natürlich kommen wir dann oft an einem Leiden an der Kirche und ihrer unzulänglichen Weise, in der sie die Gemeinschaft der Heiligen bildet, nicht vorbei.

Aber nur von ihrem Wesenskern her, von ihrer Zweckbestimmung aus, kann die Kirche in ihrer historischen Verwirklichung immer wieder neu reformiert werden. Deshalb definiert auch die Augsburgische Konfession die Kirche von dieser Zweckbestimmung aus: "Es wird auch gelehrt, dass alle Zeit eine heilige christliche Kirche sein und bleiben müsse, welche die Versammlung aller Gläubigen ist, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangeliums gereicht werden."

Die Kirche mag für viele Menschen je unterschiedliche Bedeutungen besitzen. Sie kann sich auch in peripheren Aufgaben verlieren. Aber ihrem Wesen gemäß ist sie auf drei Ziele gerichtet: Sie ist Erinnerung an die Vergangenheit, Orientierungshilfe in der Gegenwart und Hinweis auf eine neue, unverdiente Zukunft.

Die Kirche als Erinnerung an die Vergangenheit

Manche Menschen halten die Kirche für ein Relikt einer vergangenen Zeit. Dies ist insofern berechtigt, da die Kirche ohne ihre Vergangenheit undenkbar ist und auch heute noch von ihr lebt. Die Orgelwerke Johann Sebastian Bachs, die Fresken Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle oder der Isenheimer Altar des Matthias Grünewald sind als Kulturschöpfungen ohne die Kirche undenkbar. Wollte man die religiöse Komponente aus der uns überkommenen Kultur verbannen, müsste man zu einem Bilder- und Monumentensturm ohnegleichen ansetzen. In unserer westlichen Welt bilden die Kirchen einen einzigartigen Kulturträger. Ähnlich verhält es sich auch mit Religionen anderer Kulturkreise. Wenn die Kirche allerdings nur in dieser Hinsicht an die Vergangenheit erinnern würde, wäre sie nur noch ein Museum. Doch die Kirche ist noch in ganz anderer, existentieller Weise mit der Vergangenheit verbunden.

Wenn die Augsburgische Konfession die Kirche als Versammlung aller Gläubigen beschreibt, durch die das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente ihrer Einsetzung gemäß dargereicht werden, so sind diese drei Bezugspunkte, Versammlung der Gläubigen, Evangelium und Sakramente zutiefst in der Vergangenheit verankert.

Beim Studium der Geschichte fällt immer wieder auf, wie viel wir den Christen der Vergangenheit verdanken. Wie viel Einsicht, wie viel Glaube und wie viel Hingabe begegnet uns gleichsam auf jeder Seite der Kirchengeschichte. Als die Kirche in den ersten Jahrhunderten blutig verfolgt wurde, bezeichnete man das Blut der Märtyrer als Samen der Kirche. Ähnlich kann man heute sagen, dass die Christen der Vergangenheit unsere Väter und Mütter im Glauben sind, von denen wir lernen dürfen, was es heißt, ein Christ zu sein. Denken wir hier etwa an Augustin und seine Bekenntnisse, an Graf Nikolaus von Zinzendorf und seine Brüdergemeine oder an Dietrich Bonhoeffer und seine Briefe aus dem Gefängnis. Diese Vorfahren im Glauben haben ungezählte Menschen beeinflusst, sie aufgerichtet und gestärkt. Wir könnten die Liste noch beliebig lang erweitern und daran erkennen, dass die Gemeinschaft der Heiligen oder die Versammlung der Gläubigen nicht auf die Gegenwart beschränkt ist. Wir sind nicht die ersten Christen, sondern stehen durch die Impulse, die unsere Vorfahren uns im Glauben gaben und noch geben, mit der Vergangenheit in engstem Kontakt. Gemeinschaft der Heiligen ist die Gemeinschaft der Christen aller Zeiten und aller Länder, die sich durch den Heiligen Geist heiligen und stärken lässt. Den Bezug zur Vergangenheit finden wir auch noch auf anderer Ebene.

Die beiden Brennpunkte, um die sich die christliche Gemeinde konzentriert, Predigt des Evangeliums und Darreichung der Sakramente, sind in der Geschichte verankert. Durch die Verkündigung des Evangeliums erinnert sich die Christliche Gemeinde an die großen Taten

Gottes, die in der Sendung seines Sohnes ihren vorläufigen Höhepunkt fanden. Bei der Feier der Sakramente, wobei Abendmahl und Taufe im Zentrum stehen, wird das aktualisiert, was Jesus von Nazareth für uns getan hat. Wir werden gleichsam in seinen Tod mit hineingenommen und dürfen seiner Auferstehung wegen diese Sakramente nicht nur als Erinnerungen an einen edlen Menschen feiern, sondern als wirkkräftige Zeichen, die uns auf eine neue Schöpfung hinweisen und diese schon in gewisser Weise vorwegnehmen. Die Gegenwart Jesu Christi durch die Kraft seines Geistes wird nur durch das einsichtig, was sich im Leben und Geschick Jesu von Nazareth ereignet hat. Da der christliche Glaube keine zeitlose Philosophie ist, die Lebensfragen durchdenkt, sondern eine aus Gottes Taten in der Geschichte gewachsene Überzeugung, dürfen wir das Leben nicht nur wie Philosophen anders interpretieren. Die im Evangelium und den Sakramenten enthaltene Verheißung zeigt, dass wir sogar eine Veränderung und Erfüllung des Lebens erwarten dürfen. Damit ist die Veränderung dieser gegenwärtigen Welt, die sich etwa Karl Marx auf die Fahne geschrieben hat, für den Christen eine Selbstverständlichkeit. So dient die Kirche in der Ungewissheit der Gegenwart auch als Orientierungshilfe.

Die Kirche als Orientierungshilfe in der Gegenwart

Die Kirche ist leider oft ihrem Auftrag, den Menschen Orientierungshilfe für ihr Leben zu geben, untreu geworden. Im unseligen Investiturstreit des Hochmittelalters oder durch die Verweltlichung des Papsttums zu Beginn der Reformationszeit, wollte die Kirche die Zeitgeschichte durch weltliche Einflussnahme mitbestimmen. Auch wir selbst wünschen uns oft, dass die Kirche dieses oder jenes im Staat wieder aktiv verändern sollte. Wenn die Kirche allerdings wirklich christlich sein will, das heißt, Jesus Christus nachfolgen will, dann stehen ihr Imponiergehabe und weltliche Gewalt sehr schlecht. Sie muss vielmehr den Bischofsstab mit dem Wanderstock vertauschen und sich angesichts mittelalterlicher Bischofsresidenzen klar werden, dass der Menschensohn nichts hatte, wohin er sein Haupt legte. Christliche Kirche zu sein bedeutet, dienende Kirche zu sein.

Heute hat man etwa wieder entdeckt, dass Jesu Abendmahl nicht nur mit dem Abschiedsmahl in Verbindung steht, das er mit seinen Jüngern feierte, sondern auch mit den Mahlzeiten, die er mit den Sündern und Ausgestoßenen der Gesellschaft einnahm. Bei uns ist die Kirche jedoch eine Sache der verhältnismäßig gut Situierten geworden. Sie hat zwar ihren karitativen Wirkungskreis unglaublich ausgedehnt, aber ist sie damit auch eine Kirche, die in ihrer *Mitte* die Ausgestoßenen und Verachteten der Gesellschaft als Brüder willkommen heißt und nicht nur als Nutznießer ihrer Werke? Jesus sprach zu seinen Jüngern: Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit wiederkommen wird, dann wird er zu denen zu seiner Rechten sagen: "ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen" (Mt 25,35f.). Wird das einst auch auf uns zutreffen, dass wir, weil wir für die Armen und Entrechteten sorgten, an die Seite Jesu treten dürfen? In einer Welt, in der die lautesten Stimmen und die härtesten Ellbogen den Ton angeben, muss die Kirche in Wort und Tat ständig darauf hinweisen, dass am Ende nicht der gewinnt, der niemals nachgibt, sondern der, der sich für andere hingibt. In einer kalten und herzlosen Welt muss die Kirche das wärmende Licht der Liebe Gottes verkörpern. Obwohl sie diese Welt nicht aus eigener Kraft umgestalten kann, soll sie doch ein Zeuge für die Umwertung aller Werte sein, die sie in ihrer Mitte selbst praktiziert.

Natürlich geht es auch in der Kirche weltlich zu. Aber wenn zwischen Welt und Kirche kein Unterschied mehr besteht, dann ist das Salz wirklich salzlos geworden (Mt 5,13), dann ist die

Kirche nicht mehr der Sauerteig (Mt 13,33), der die Menschen in ihrer Gottverlassenheit und Gottvergessenheit nicht zur Ruhe kommen lässt. Die Kirche ist aber keine Gemeinschaft von Idealisten, die aus Freude an einer anderen Ideologie gegen den Strom schwimmen wollen. Kraft und Ermutigung, ein Leben der Demut und Hingabe zu führen, kann nur davon kommen, dass die Kirche auch Hinweis auf eine neue, unverdiente Zukunft ist.

Die Kirche als Hinweis auf eine neue, unverdiente Zukunft

Im Matthäusevangelium lesen wir die Verheißung Jesu an Petrus: "Du bist Petrus, auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen" (Mt 16,18). Eine weitverbreitete Interpretation dieser Stelle lautet, dass Jesus damit das Petrusamt gestiftet habe, das im gegenwärtigen Papsttum seine Fortsetzung findet. Man sprach auch davon, dass Jesus durch diese Verheißung die Kirche begründete. Das Wichtigste an dieser Verheißung ist jedoch weder das Petrusamt noch die Stiftung der Kirche, sondern die Zusage, dass die Mächte der Finsternis weder die Kirche noch das, was sie verkörpert, besiegen werden. Nun könnte man das Verhältnis dieser Mächte zu der Kirche so verstehen, dass die Mächte der Finsternis und die Mächte des Lichts, also Gott und Widergott, auf dieser Welt in ständigem Kampf miteinander liegen. Dieser schaurige Dualismus, dieses ewige Auf und Ab gäbe uns kaum Hoffnung für die Zukunft. Bevor wir diesem Dualismus zustimmen, sollten wir uns darauf besinnen, dass wir die Kirche Jesu Christi sind. Das Schicksal, das Christus erlitten hat, begründet damit auch unser Schicksal, das wir als Glieder seiner Kirche erleiden und erleben werden. Weil die Mächte der Finsternis Christus im Tod und Grab nicht halten konnten, sondern weil er zu einer neuen Lebensweise erweckt wurde, bleibt uns die Hoffnung, dass die Kirche nicht von den Mächten der Unterwelt besiegt wird, sondern in die Herrlichkeit Gottes einmünden wird.

Die Hoffnung der alttestamentlichen Gläubigen und die der ersten Christen war auf den Gottesfrieden gerichtet. Der Friede, auf den uns die Liturgie immer wieder hinweist, ist auch heute die Hoffnung vieler Menschen. In einer Zeit permanenter Unruhe und fortwährender kriegerischer Auseinandersetzungen ist es uns leicht einsichtig, dass dieser Gottesfriede, für den Gott sich selbst verbürgt, eine neue Welt hervorbringen wird, die im krassen Gegensatz zu unserer jetzigen steht. So lesen wir in der Offenbarung, dass Gott inmitten seiner Gläubigen wohnen wird (Offb 21,3). Alle Distanzierung, Zerrissenheit und Angst dieser Welt werden dann überwunden sein. Diesen kommenden Frieden Gottes deutet die Kirche im voraus an, indem sie als Gemeinschaft derer, die mit Gott versöhnt sind, schon in dieser Welt in Vorwegnahme versucht, das Amt der Versöhnung auszuüben. Wir wissen, wie sehr heute Versöhnung nötig ist, in den Familien, zwischen den Generationen, zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern und zwischen den Nationen und Blöcken. Oft ist die Kirche noch die einzige Institution, die zwischen zwei Parteien vermitteln kann, wenn keiner dem anderen mehr zuhören will. Es war für mich bedeutsam, als mich ein Kollege eines theologischen Seminars in China darauf hinwies, dass das wichtigste Wort für die Christen in China weder Rechtfertigung noch Befreiung, sondern Versöhnung sei. Doch kann von der Kirche Versöhnung nur dann ausgehen, wenn die Glieder der Kirche selbst mit Gott und untereinander versöhnt sind.

Solange die Kirche noch in sich selbst zerrissen und gespalten ist, bleibt das Zeugnis der Kirche von der Versöhnung — selbst wenn es noch so ernst gemeint ist — immer in gewisser Weise ungläubhaft. Dabei gehört das Bemühen um ihre Einheit wesensmäßig zum Versöhnungsauftrag der Kirche. Was allerdings über die Jahrhunderte in unterschiedlichen historischen Abläufen gewachsen ist, können wir nicht innerhalb weniger Jahre ungeschehen

machen, auch wenn wir die bestehenden Unterschiede einfach für überholt erklärten. Zur Einheit der Kirche gehört mehr als aufgeklärte Gleichgültigkeit für unterschiedliche historische Entwicklungen. Es gehört der Wille dazu, miteinander zu leben, voneinander zu lernen, aufeinander zu hören und allein unserem Herrn zu dienen. Die Einheit der Kirche ist uns durch das Bekenntnis zur heiligen christlichen Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen vorgegeben. Wenn dieses Bekenntnis in uns lebendig wird, dann ist die Kirche kein Relikt aus einer anderen Zeit, sondern ein Orientierungspunkt in einer Welt, die orientierungslos dahinzutreiben scheint. Sich zu dieser einen Kirche zu bekennen und in ihr anderen dienend und helfend mitzuarbeiten, ist nicht nur eine große Aufgabe, sondern auch eine große Chance für alle, die sich Christen nennen.

ZUM NACHDENKEN

Als sie das [die Predigt des Petrus] hörten, traf es sie mitten ins Herz, und sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: Was sollen wir tun, Brüder? Petrus antwortete ihnen:

Kehrt um, und jeder von euch lasse sich auf den Namen Jesu Christi taufen zur Vergebung seiner Sünden; dann werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen. Denn euch und euren Kindern gilt die Verheißung und all denen in der Ferne, die der Herr, unser Gott, herbeirufen wird. Mit noch vielen anderen Worten beschwor und ermahnte er sie: Lasst euch retten aus dieser verdorbenen Generation! Die nun, die sein Wort annahmen, ließen sich taufen. An diesem Tag wurden (ihrer Gemeinschaft) etwa dreitausend Menschen hinzugefügt. Sie hielten an der Lehre der Apostelfest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten.

Alle wurden von Furcht ergriffen; denn durch die Apostel geschahen viele Wunder und Zeichen. Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte. Tag für Tag verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfalt des Herzens. Sie lobten Gott und waren beim ganzen Volk beliebt. Und der Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten.

Apostelgeschichte 2,37-47

14. "VERGEBUNG DER SÜNDEN"

Überwindung der Angst

Die Frage nach einem gnädigen Gott war das zentrale Anliegen der lutherischen Reformation, prägte aber weitgehend schon das ganze Mittelalter. Der Kreuzzugsbewegung, den vielen Schenkungen an die Kirche oder den Masseneintritten der Gläubigen in die Klöster lag als treibendes Grundmotiv meistens die Furcht vor Gottes Zorn zugrunde und der Versuch, Gott gnädig zu stimmen.

Die Grundstimmung religiöser Angst wird verständlich, wenn wir erkennen, dass noch im 18. Jahrhundert in Europa die durchschnittliche Lebenserwartung der Menschen nur ungefähr 36 Jahre betrug. Damit hatten die meisten schon kurz nach Vollendung ihres zweiten Lebensjahrzehnts den Höhepunkt ihrer Schaffenskraft überschritten. Viele erreichten nicht einmal das Erwachsenenalter. So schrieb im 18. Jahrhundert der französische Philosoph Jean Rousseau: "Obwohl wir annähernd die Grenzen des Menschenlebens und unsere Chance, diese Grenzen zu erreichen, kennen, ist nichts ungewisser als die Lebenslänge eines jeden von uns. Sehr wenig erreichen hohes Alter. Die Hauptrisiken begegnen uns am Beginn des Lebens; je weniger Zeit bis jetzt für uns vergangen ist, desto weniger Hoffnung haben wir weiterzuleben. Von allen geborenen Kindern erreicht kaum die Hälfte das Jugendalter, und es ist sehr wahrscheinlich ein Schüler nicht bis zum Mannesalter heranreift." Der Tod war ein öffentliches Faktum und noch nicht in die Anonymität steriler Kliniken abgeschoben worden. In den kinderreichen Großfamilien starben bis ins letzte Jahrhundert fast ein Drittel der Kinder.

Auch wenn man das kurze Leben ungefährdet vollenden konnte, beinhaltete es nur wenige Freuden, wie etwa Hochzeiten oder Kirchweihfeste. Sonst war das Leben für die meisten ein Jammertal, wie wir aus vielen Kirchenliedern vergangener Zeiten erkennen. Es war kurz, von Plagerei gekennzeichnet, und der Mensch war den Naturmächten und vielen Krankheiten fast hilflos ausgeliefert. Kein Wunder, dass man auf solch ein Leben keine große Hoffnungen setzte. Wenn es überhaupt Hoffnung gab, so vermutete man, dass sie nach diesem kurzen Leben im jenseits liegen musste. Um sie zu erlangen, wollte man sich der Gnade Gottes versichern, denn man wusste, dass ohne sie die Zukunft eines besseren jenseits verschlossen war. So entsprach die Frage nach einem gnädigen Gott geradezu dem Versuch, das harte Leben hier durch die Hoffnung auf ein besseres jenseits erträglicher zu machen.

Seitdem haben sich aber unser Leben und die Bedingungen, unter denen es stattfindet, grundlegend gewandelt. Die Frage nach einem gnädigen Gott wird heute kaum mehr gestellt, weil die Voraussetzungen dafür bei uns weitgehend und wir müssen sagen glücklicherweise - nicht mehr gegeben sind. Wir können heute ein langes Leben erwarten; 70 oder 80 Jahre sind keine Seltenheit mehr. Harte körperliche Arbeit, unzulängliche Behausungen, die Furcht vor ansteckenden Krankheiten wie der Pest, die im Mittelalter ganze Landstriche entvölkerte und gesamte Stadtbevölkerungen in die Flucht trieb, werden uns zumeist erspart. Nach Jahrtausenden zaghafter Versuche haben wir diese Erde in Besitz genommen. Wir haben uns auf ihr niedergelassen und uns nach unserem Belieben eingerichtet. Vieles, was einer Generation vor uns noch selbstverständlich war, ist so in Vergessenheit geraten oder scheinbar überflüssig geworden. Dazu gehört auch die Vergebung der Sünden, denn Sünde ist heute geradezu ein Tabu, ein sündiges Wort.

Sünde ist heute ein sündiges Wort

Mit einem Sündenbewusstsein, so meinen heute viele Menschen, darf man keinem mehr Angst einjagen. Durch Angst und Schuldgefühle könnten Neurosen und Verklümmungen verursacht werden. Man mag zwar noch von Entfremdung sprechen, doch das Wort "Sünde" ist einfach überholt. In der Tat ist mit der Sünde viel Missbrauch getrieben worden. So wie man heute je nach eigener Einstellung eine unbequeme Ansicht als liberal oder konservativ abqualifiziert, so wurde in der Vergangenheit oft ein Verhalten, das nicht gefiel, als sündig abgetan. Sünde war gleichbedeutend mit Tabu. je mehr Tabus fielen, desto geringer wurde die Möglichkeit, etwas als sündig zu bezeichnen. Durch die Gleichsetzung von Sünde und Tabu entwickelte man allerdings einen Begriff von Sünde, der nach missverstandener Autorität riecht und auch dem biblischen Verständnis von Sünde widerspricht. Um dieses Manko auszugleichen, wäre es in der Tat besser, Sünde als Entfremdung zu verstehen.

Grob gesprochen bedeutet Entfremdung, dass man in falsches Fahrwasser gerät. Man ist nicht dort wo man hingehört, in der Heimat, sondern eben in der Fremde. Damit ist die Grundintention der Sünde bezeichnet, denn sie bedeutet Abstand nehmen von dem Ort, an dem man eigentlich stehen sollte, oder Ausheben eines Grabens, um sich von anderen abzusondern. Aber wenn wir Sünde als Entfremdung bezeichnen, wird sie uns auch nicht verständlicher, denn sofort müssen wir uns fragen, an welchem anderen Ort wir denn heute sein sollten als in der Welt, in der wir uns nach unserem Geschmack einzurichten versuchen. Da wir uns unzweifelhaft in dieser Welt befinden, wäre es immer noch unpassend, unsere Grundbefindlichkeit als sündig zu bezeichnen.

Allerdings hat sich in unserem Daseinsverständnis ein eigentümlicher Wandel vollzogen. Gerade als wir dachten, wir hätten diese Erde so im Griff, dass sie keine Überraschungen mehr böte und wir vor allen Unsicherheiten geschätzt seien, bemerkten wir zu unserem Erschrecken, dass wir weder diese Erde noch die auf ihr lebenden Mitmenschen in den Griff bekommen haben. Im Gegensatz zum mittelalterlichen Menschen brauchen wir zwar heute keine Angst mehr vor dem Irrationalen und Unheimlichen zu haben. Aber jetzt jagt uns das Rationale, Planbare und schon Geplante Angst ein. Wir haben Angst vor einem Atomkrieg, der Zerstörung der Natur, der Erschöpfung der Rohstoffe oder vor der Zukunft schlechthin. In dieser verfahrenen Situation möchten viele von uns am liebsten noch einmal von vorne anfangen, um die gefährlichen Klippen im zweiten Versuch besser umschiffen zu können.

Die Möglichkeit eines neuen Anfangs

Jeder von uns hat wahrscheinlich schon einmal davon geträumt, sein Leben noch einmal leben zu dürfen. Kann man auf sein bisheriges Leben mit Freude zurückblicken, möchte man es oft gerne noch einmal auskosten, um einer faustischen Sehnsucht ("Verweile doch, du bist so schön") nachzugeben. Wer mit seinem bisherigen Lebensschicksal nicht zufrieden ist, würde manchmal am liebsten noch einmal von vorn beginnen, um aus den Fehlern und Schicksalsschlägen zu lernen und die Gegenwart freundlicher gestalten zu können. Aber wir wissen, dass das Wünsche bleiben müssen. Wir Menschen können das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen.

Die Möglichkeit eines neuen Anfangs wird uns allerdings durch die Vergebung der Sünden angeboten. So schreibt Paulus an die Korinther: "Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden. Aber das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit uns versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat. Ja, Gott war es, der in Christus die Welt mit sich versöhnt hat, indem er den Menschen

ihre Verfehlungen nicht anrechnete und uns das Wort von der Versöhnung (zur Verkündigung) anvertraute" (2 Kor 5,17 f.). Wenn Paulus hier von der Vergebung oder Versöhnung spricht, soll das nicht bedeuten, dass wir durch die Vergebung völlig neue Menschen werden. Auch als solche, die Vergebung empfangen haben, stehen wir noch in der Welt und können ihren Problemen nicht entfliehen. Wir können auch dem Vergangenen nicht ausweichen, wie uns besonders die Begegnung mit anderen Menschen schmerzlich in Erinnerung bringt.

Selbst Christen müssen sich der Erfahrung beugen, dass Vergeben leichter ist als Vergessen. Allerdings rührt das Nichtvergessen oft mehr von einem Nichtwollen anstatt von einem Nichtkönnen her. Wir sind so sehr von der Vergangenheit geprägt, dass wir es als leichtsinnig empfinden, wenn wir etwas zu schnell vergessen, um ein vergangenes Geschehen gleichsam zu löschen. Man kann ja nie wissen, lautet der Einwand, ob man nicht in der gleichen Weise wieder geschädigt wird. So sollte man eher, durch früheres Verhalten anderer gewarnt, auf der Hut sein, statt ein Auge zuzudrücken. Aber gerade dieses Misstrauen und das Aus-der-Vergangenheit-leben bringt uns viel Leid.

Vertraut man einem Menschen nicht, dann ist es in der geläufigen Meinung das beste, wenn man sich gegen ihn absichert. Absicherung bedeutet dabei meistens eine Grenzziehung. Man igelt sich ein und treibt den anderen und sich selbst in die Isolation. Die Vereinsamung, mit der wir heute überall konfrontiert sind, die Gleichgültigkeit dem Nachbarn und Mitmenschen gegenüber, entspringt aus dieser Angstsituation. Man weiß nicht, mit wem man es wirklich zu tun hat und worauf man sich einlässt, wenn man dem anderen offen begegnet. So führt die Angst vor dem anderen, die Angst, dass einem das in der Vergangenheit als unangenehm Empfundene wieder begegnen könnte, immer stärker zur Vereinsamung und Abkapselung. In dieser Situation kann das Wissen um Vergebung und Versöhnung eine völlig neue Lebenseinstellung der Offenheit und Hinwendung zum Mitmenschen bewirken.

Wenn wir von der Vergebung her leben, dürfen wir nicht naiv hoffen, dass dann alles immer gut und schön sein wird. Als Martin Luther im Kleinen Katechismus uns dazu aufrief, den alten Adam in uns durch tägliche Reue und Buße zu ertränken, und in der ersten seiner 95 Thesen festhielt, dass unser ganzes Leben einer fortwährenden Buße bedarf, erkannte er die Gebrochenheit unserer Welt als Faktum an. Auch wenn wir von der Vergebung her leben, wird unsere Offenheit immer wieder missbraucht werden und neue Enttäuschungen ermöglichen. Allerdings wird dann unser Leben von einer ganz neuen Grundhaltung geprägt.

Weil wir selbst erfahren haben, dass Gott sich uns zuwendet, und unsere Verfehlungen uns nicht mehr anrechnet, dürfen wir uns dem Mitmenschen zuwenden und werden ermuntert, ihm vergebend entgegenzukommen. Nur versöhnte Menschen können selbst zur Versöhnung beitragen. Wenn die Entfremdung unserer Sünde überwunden ist und wir erfahren, dass wir bei Gott eine Heimat haben, dürfen wir zwischen uns und den anderen keine Gräben mehr ziehen, sondern können mit ihnen unsere wiedergefundene Heimat teilen. Wie viel an Lebensqualität könnte gewonnen werden, wenn Politiker und Staatsmänner verstanden, in der Bereitschaft der Versöhnung aufeinander zuzugehen, statt sich gegenseitig zu verurteilen und einander die Vertrauenswürdigkeit abzusprechen.

In unseren Träumen von der Machbarkeit dieser Welt und der Machbarkeit der Zukunft haben wir weitgehend vergessen, dass wir im Grunde immer vom Vertrauen leben. Unsere Prognosen für die Zukunft der Wirtschaft, der Politik oder auch des eigenen privaten Lebens gründen sich auf das Vertrauen, dass bekannte Tendenzen sich in uns bekannter Weise verändern. Wie wir bei der Revision solcher Prognosen immer wieder feststellen müssen, lässt sich aber der Risikocharakter der Zukunft nicht vermeiden. Wenn wir schon gegenüber solchem

Sachverhalten Offenheit bewahren müssen, warum fällt es uns dann so schwer, gegenüber Personen die gleiche Offenheit zu zeigen? Das Sprichwort sagt zwar, dass ein gebranntes Kind das Feuer scheut, aber doch lässt sich das Feuer nicht vermeiden. Wir gebrauchen es tagtäglich. Könnten wir daraus nicht lernen, dass wir es trotz all unserer negativen Erfahrungen der Vergangenheit immer wieder mit dem Mitmenschen wagen sollten? Die Entscheidung zur Versöhnungsbereitschaft müsste uns um so leichter fallen, da auch wir selbst die Versöhnung Gottes erfahren dürfen. Wenn es wahr ist, wie Luther sagte, dass durch tägliche Reue und Buße in uns der alte Adam ersüft werden soll, dann heißt das im Klartext, dass Gott uns nicht nur einmal, sondern jedes Mal vergibt, wenn wir ihn darum bitten und uns ernsthaft vornehmen, einen neuen Anfang zu machen. Können wir dann hartherziger sein als es Gott selbst ist? Die Möglichkeit eines neuen Anfangs gründet sich im Vertrauen auf die Nähe Gottes.

Vertrauen auf die Nähe Gottes

Durch Jesus Christus haben wir erfahren, dass Gott uns nicht fern, sondern nah ist und sich in Jesus mit allen Höhen und Tiefen unseres Lebens identifizierte. Gott fordert von uns keine Glaubensentscheidung zu seiner Person, um dann teilnahmslos aus der Ferne zu registrieren, ob wir diese Entscheidung mit all ihren Konsequenzen tadellos ein. Die frühe Kirche erlag jedoch dem Mißverständnis, dass Gott uns nur ein einziges Mal unsere Sünden vergeben könne, nämlich in der Taufe, durch die wir gleichsam in den Tod, und die Auferstehung Christi hineingenommen werden. So schob man die Taufe möglichst lange hinaus, um nach dem Tod rein und sündenfrei vor Gott hintreten zu können. Zum Beispiel hatte sich Kaiser Konstantin schon viele Jahre zum christlichen Glauben bekannt und ihn tatkräftig unterstützt, aber sich erst auf seinem Sterbebett taufen lassen, um die Vergebung aller seiner Sünden zu erlangen. Schließlich erkannte man doch, dass Gott mit seiner fahrenden, vergebenden und aufrichtenden Hand immer bei uns ist und deshalb Vergebung der Sünden auch nach der Taufe noch möglich ist.

Aufgrund der Barmherzigkeit Gottes schleicht sich allerdings manchmal eine gewisse Leichtfertigkeit in das christliche Leben ein, so dass ein Voltaire spöttisch bemerken konnte: "Gott wird schon vergeben, denn das ist ja sein Metier." Obwohl Gott uns gnädig ist, ist der Gedanke äußerst gefährlich, dass Gott einfach immer wieder vergeben wird. Wir dürfen das Vertrauen auf die Nähe Gottes nicht frivol als Kumpanentreue missdeuten. Gott steht uns sicher auch in schlechten Tagen bei. Doch ist seine Liebe zu uns nicht so irrational und ungesund, dass er immer beide Augen zudrücken würde. Paulus drängt uns deswegen wiederholt dazu, den neuen Anfang, zu dem Gott uns verholfen hat, auch wirklich positiv zu nützen. Ähnlich sagte auch Jesus, dass ein guter Baum gute Früchte hervorbringen müsse, anderenfalls sei er kein guter Baum (Mt 7,17f.). Das Vertrauen auf die Nähe Gottes muss so in die Tat umgesetzt werden, dass unser Verhalten diese Nähe reflektiert. Damit führt die Vergebung der Sünden notwendigerweise zur Manifestation eines neuen Lebens, das sich an der Nähe Gottes orientiert und aus ihr lebt.

Obwohl unser Leben niemals von einem Heiligenschein umgeben sein wird, da wir unsere irdische, gebrechliche Natur nicht abstreifen können, muss sich die Erfahrung der Nähe Gottes in einem qualitativ anderen Lebensstil äußern. Ob man das herkömmlich als ein Leben in der Heiligung oder in der Satisfaktion zeichnet, ist unwichtig. Entscheidend ist, dass andere durch uns etwas von der Nähe verspüren, die in unserem Leben zum Ausdruck kommt. Wenn uns Gott wieder ein naher Gott geworden ist, dann haben die zerstörerischen Kräfte der Absonderung, der Unversöhnlichkeit und der ihnen zugrundeliegenden Angst keinen Platz in unserem Leben. So hören wir dazu von Jesus im Johannesevangelium: In der Welt seid ihr in

Bedrängnis; aber habt Mut: Ich habe die Welt besiegt" (Job 16,33). Obwohl wir in einer Welt leben, die von Friedlosigkeit und Angst gekennzeichnet ist, brauchen wir nicht zu resignieren, sondern wir dürfen uns an die Nähe Gottes halten, die wir in Jesus Christus erfahren. Er hat die Welt mit all ihren Widerwärtigkeiten und Ängsten besiegt. Deshalb dürfen wir darauf vertrauen, dass die Welt auch unser Schicksal nicht für immer bestimmt.

Die Nähe Gottes, die wir durch die Vergebung der Sünden erfahren, weist über die gegenwärtige Welt hinaus auf eine neue Welt, in der sich die Nähe Gottes unverhüllt und offenbar zeigen wird. Als Christen gibt es für uns keinen Zukunftspessimismus und auch keine Angstpsychosen, sondern das Vertrauen auf den, der die Welt überwunden hat und uns und sie einer neuen Zukunft entgegenführen will. Mag Vergebung der Sünden noch so archaisch für uns klingen, das, was sie uns verheißt, die Möglichkeit eines neuen Anfangs und die Erfahrung der Nähe Gottes ist auch heute noch unabdingbar, wenn wir einer neuen Zukunft entgegengehen wollen. Dass Gott uns diese Zukunft anbietet, dafür sollten wir ihm immer wieder von neuem danken.

ZUM NACHDENKEN

Mit dem Himmelreich ist es deshalb wie mit einem König, der beschloss, von seinen Dienern Rechenschaft zu verlangen. Als er nun mit der Abrechnung begann, brachte man einen zu ihm, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Weil er aber das Geld nicht zurückzahlen konnte, befahl der Herr, ihn mit Frau und Kindern und allem, was er besaß, zu verkaufen und so die Schuld zu begleichen. Da fiel der Diener vor ihm auf die Knie und bat: Hab Geduld mit mir! Ich werde dir alles zurückzahlen. Der Herr hatte Mitleid mit dem Diener, ließ ihn gehen und schenkte ihm die Schuld. Als nun der Diener hinausging, traf er einen anderen Diener seines Herrn, der ihm hundert Denare schuldig war. Er packte ihn, würgte ihn und rief: Bezahl, was du mir schuldig bist! Da fiel der andere vor ihm nieder und flehte: Hab Geduld mit mir! Ich werde es dir zurückzahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging weg und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt habe. Als die übrigen Diener das sahen, waren sie sehr betrübt; sie gingen zu ihrem Herrn und berichteten ihm alles, was geschehen war. Da ließ ihn sein Herr rufen und sagte zu ihm: Du elender Diener! Deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich so angefleht hast. Hättest nicht auch du mit jenem, der gemeinsam mit dir in meinem Dienst steht, Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte? Und in seinem Zorn übergab ihn der Herr den Folterknechten, bis er die ganze Schuld bezahlt habe. Ebenso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behandeln, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt.

Matthäus 18,23-35

15. "AUFERSTEHUNG DER TOTEN UND DAS EWIGE LEBEN"

Hoffnung ohne Utopie

Der Schlussteil des Apostolischen Glaubensbekenntnisses bezeugt den Glauben an die Auferstehung der Toten und an das ewige Leben. Wenn wir den Heiligen Geist als Leitmotiv des dritten Artikels verstehen, erkennen wir im nachhinein die Anordnung der verschiedenen anderen Aussagen als weiterführende Konsequenz. Der Heilige Geist, der in Gottes Schöpfung wirkt, manifestiert sich besonders in der Kirche. Durch die in der Kirche ausgesprochene Vergebung der Sünden wird uns ermöglicht, zur ursprünglichen Einheit der Menschheit zurückzufinden, und die Entfremdung gegenüber Gott und den Mitmenschen zu überwinden. Als letzte Konsequenz dieser Einswerdung können wir dann die Auferstehung der Toten und das ewige Leben betrachten. Wenn man diese letzte Aussage über unser Geschick über den Tod hinaus allein von der Macht des Heiligen Geistes abhängig macht, von der uns meist jede gegenstandsbezogene Anschauung fehlt, kann man leicht in Verdacht geraten, sie mit frommen Wünschen gleichzusetzen, die völlig wirklichkeitsfremd sind.

Der Traum vom ewigen Leben

Der Traum vom ewigen Leben scheint in der Tat ein Grundbestandteil menschlicher Sehnsucht zu sein. In fast allen Religionen kennt man den Glauben an ein ewiges Leben, sei es als Eingang ins Nirwana, als Rückkehr zur Weltseele oder als Aufnahme in Walhall. Oft verbindet sich damit der Gedanke an eine Rückkehr zum paradiesischen Urzustand. Ein goldenes Zeitalter wird anbrechen, in dem es weder Arbeit noch Mühe, weder Krankheit noch Tod geben wird. Der Traum vom Tausendjährigen Reich, der etwa von Friedrich Engels verfechten wurde und im sogenannten Dritten Reich Adolf Hitlers zur kurzen, ernüchternden Realität wurde, trägt in sich die Sehnsucht nach einer neuen, hellen Welt. So vertrat der Neomarxist Ernst Bloch die Ansicht, dass der Marxismus die Erzählung der Vergangenheit ernst nehmen muss und den Traum eines goldenen Zeitalters realisieren soll. Dann wird die unvollständige Welt ihrer Vollendung entgegengeführt und entlässt uns dorthin, wo wir hingehören, in die Heimat.

Der Traum vom ewigen Leben geht oft mit dem Auftritt messianischer Gestalten einher, die eine neue Welt mit paradiesischen Zuständen verhelfen. Dies kann zur metaphysischen Überhöhung solcher Führer verleiten, was wir in vielen sozialistischen Ländern antreffen, aber auch in jüngeren Staaten, die sich im Befreiungskampf befinden. Dass man diese Führer dann mit "Heil" begrüßt, wie es auch in unserer jüngsten Vergangenheit geschah, drückt die Sehnsucht nach einer hellen Welt und dem damit verbundenen ewigen Leben intensiv aus.

Auch im jüdischen Glauben ist die messianische Hoffnung nie erloschen, die auf die Errichtung eines neuen davidischen Reichs in einer neuen Welt abzielte. Als im Exil die nationale Einheit zerbrach, wurde die vorher nur keimhaft vorhandene Hoffnung auf die Auferstehung der Toten intensiviert. Es traten zunehmend messianische Führer auf, obwohl die Hoffnungen, die sich an sie hefteten, immer wieder enttäuscht wurden. So wurde einige Generationen nach dem Tod Jesu Bar Kochba als neuer Messias ausgerufen. Man prägte eigene Münzen und begann eine neue Zeitrechnung vom Beginn seines öffentlichen Wirkens an. Die Römer machten aber ihm und seiner Rebellion ein schnelles Ende. Er brachte nicht das ersehnte neue Reich herbei, sondern beschleunigte vielmehr den Untergang des jüdischen Staates. So benannten die enttäuschten Anhänger den Sternensohn Bar Kochba in Lügensohn um.

Auch der christliche Glaube hat seinen Messias, denn ‚Christus‘ heißt ‚der Gesalbte‘ oder ‚der Messias‘. Wahrscheinlich musste Jesus sogar dafür den Tod erleiden, dass er zwar mit messianischem Anspruch auftrat, aber die herkömmlichen national-politischen Erwartungen an den Messias nicht befriedigte. Zudem ist im christlichen Glauben die Hoffnung auf ein ewiges Leben tief verankert. Wäre es damit nicht angebracht, auch den gesamten christlichen Zukunftsglauben als Traum oder schlechthin als Utopie abzutun, dem hinreichende Begründung und Realität fehlen? Wer glaubt denn heute wirklich noch an die Auferstehung der Toten?

Das heißt nicht, dass wir das Interesse an einem ewigen Leben verloren hätten. Wie die ungeheure Popularität von Berichten über Fast-tot-Erlebnisse zeigt, möchte man sich gerne darüber Gewissheit verschaffen, dass mit dem Tod nicht alles aus ist. Man glaubt zwar nicht mehr an die Auferstehung der Toten, hat aber das Gefühl, dass man in irgendeiner Form weiterleben wird. Wenn man diesem Weiterleben wissenschaftlich auf die Spur kommen könnte, wie es in populären Berichten von solchen Fast-tot-Erlebnissen versucht wird, bekäme man etwas Gewissheit über den Tod hinaus. Man wüsste, dass dieses oft zu kurze Leben nicht einfach abrupt endet, sondern nach einem Hinübergleiten in einer neuen schönen Welt seine Fortsetzung findet.

Die Sehnsucht nach einer jenseitigen Vollendung oder Weiterführung unseres Lebens spricht auch aus vielen vorgeschichtlichen Bestattungsbräuchen. Nicht nur aus Pietät bestattete man die Toten mit reichhaltigen Grabbeigaben und versah sie sogar manchmal mit Nahrungsmitteln. Man ahnte, dass unsere Existenz mit dem Tod nicht ganz vorbei sein könne und dass man die Verstorbenen entsprechend auf das jenseits vorbereiten müsse. Allerdings wird ein Traum nicht dadurch wahrer, dass viele an seine Wirklichkeit glauben. Der christliche Glaube hält im Grunde genommen nichts von solchen Träumen, sondern stellt der Sehnsucht nach einem besseren Jenseits die Auferstehung der Toten gegenüber. Im ursprünglichen griechischen Text ist sogar von der Auferstehung des Fleisches die Rede.

Die Verheißung persönlicher Identität

Man kannte in der griechischen Welt, in die die Christen den Glauben an die Auferstehung der Toten einbrachten, noch nicht die biologischen und chemischen Prozesse, durch die ein Leichnam verweset, von der Natur wieder aufgenommen und in eine neue Lebensform verwandelt wird. Aber auch ohne diese Detailkenntnisse war die Behauptung, dass Tote auferstehen, für jeden halbwegs gebildeten Griechen ein Affront. Das musste Paulus bei der Rede auf dem Areopag in Athen, von der die Apostelgeschichte berichtet, erfahren. Als er den gebildeten Athenern von einem unbekanntem Gott erzählte, der die Welt und alles in ihr Befindliche erschaffen hatte, waren seine Zuhörer aufmerksam. Doch änderte sich das, als er das Thema von der Auferstehung anschnitt. Wir lesen in der Apostelgeschichte: "Als sie [die Athener] von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten die einen, andere aber sagten: 'Darüber wollen wir dich ein andermal hören'" (Apg 17,32). Den Athenern war der Gedanke eines ewigen Lebens vertraut. Aber eine Auferstehung der Toten war für sie schlechthin undenkbar.

Die Lage in Korinth unterschied sich kaum von der in Athen, sonst hätte Paulus in einem Brief an die dortige Gemeinde nicht ein ganzes Kapitel dem Thema Auferstehung gewidmet. Die Korinther schüttelten wohl ähnlich ungläubig wie die Athener den Kopf, als sie von Paulus hörten: "Was gesät wird, ist verweslich, was auferweckt wird, unverweslich. Was gesät ist, ist armselig, was auferweckt wird, ist stark. Gesät wird ein irdischer Leib, auferweckt ein

überirdischer Leib" (1 Kor 15,42 ff.). Wir können die Ratlosigkeit der Korinther ganz gut verstehen, denn wie soll man sich vorstellen, dass unser Leib irgendwie einmal wieder von Gott hervorgeholt wird? Viel logischer wäre es doch, wenn das, was wir in uns für unsterblich halten, unseren Tod überdauern würde. Viele Dichter haben in ihren Schriften ähnlich davon geschrieben, dass irgend etwas überdauern wird, und wir durch dieses, mag man es Seele oder Psyche oder Gottesfunken nennen, zur Einheit mit Gott finden.

Im Glaubensbekenntnis wird jedoch die Auferstehung der Toten oder besser des Fleisches betont, womit ein Dreifaches ausgesagt werden soll:

1. Gegen die *Träume* von einem ewigen Leben soll festgestellt werden, dass es sich um eine wirkliche Auferstehung handelt und nicht um eine fiktive oder eine, bei der wir nur im Gedächtnis Gottes oder unserer Nachwelt weiterleben. Fleisch bildete im Griechischen den Gegensatz zum Traum oder zur Fiktion.
2. Durch die Betonung der *Auferstehung* soll auch darauf hingewiesen werden, dass es sich hier um kein Weiterleben handelt, zu dem wir aufgrund unserer Konstitution oder unseres Verhaltens berechtigt seien. Wenn es über den Tod hinaus Hoffnung gibt, kann sie nur darin begründet sein, dass der Gott, den wir in diesem Leben als gnädig erfahren haben, uns auch darüber hinaus im Tod gnädig sein wird. Auferstehung der Toten ist keine Selbstverständlichkeit, sondern eine unverdiente Gnade Gottes. Gott wird uns über den Tod hinaus ein neues Leben geben.
3. Wenn Gott uns zu neuem Leben erweckt, wenn er über den Tod hinaus uns ein ewiges Leben schenkt, dann wird er uns erwecken. Die persönliche Identität ergibt sich durch unsere Auferstehung von den Toten, aber nicht einfach durch ein ewiges Leben. Das ewige Leben könnte ja so aussehen, wie man es sich etwa in der Gnosis, einer weitverbreiteten Bewegung zu Anfang des Christentums, vorstellte: beim Tod des Menschen sollten sich alle Lichtfunken sammeln, die ihn im Leben beseelt hatten, und dann Eingang in die Weltseele finden. So setzte sich nach dieser Vorstellung alles Leben zu einem großen Mosaik zusammen, wobei der einzelne Mensch nur ein Steinchen im Gefüge Gottes darstelle.

Die Undifferenziertheit des Lebens nach dem Tod, wie sie auch im Buddhismus vertreten wird, ist dem christlichen Glauben völlig fremd. Jesus betonte stets, dass Gott den Einzelnen liebt, angefangen vom Gleichnis vom verlorenen Schaf bis zum Gleichnis vom verlorenen Sohn oder vom barmherzigen Samariter. Obwohl im christlichen Glauben der Einzelne in die Gemeinschaft eingebunden ist, wie wir sie in der Kirche erfahren, haben wir keine Kollektivbeziehung zu Gott. Unser Glaube ist auch kein Privatglaube, der sich nur zwischen uns und Gott abspielt, sondern bleibt in die Gemeinschaft eingebunden. Aber in dieser Gemeinschaft spricht Gott stets den Einzelnen an und wendet sich ihm zu. Diese Identität vor Gott geht im Tod nicht verloren. Wir brauchen uns nicht darum zu sorgen, ob wir genau mit diesem individuellen Leib wieder auferstehen, den wir jetzt besitzen, denn, wie Paulus ausdrücklich betonte, wird unser neuer Leib von ganz anderer Qualität sein. Aber wir dürfen sicher sein, dass unsere persönliche Identität, in der wir zu Hause sind und in der wir uns wiedererkennen, nicht verloren geht.

Allerdings bleibt die Frage, ob wir mit dem Glauben an die Auferstehung der Toten nicht nur einem Wunschtraum erliegen. Was sollte denn dieser Hoffnung festere Gewissheit verleihen, da die Menschheitsgeschichte schon von so vielen anderen enttäuschten Hoffnungen gekennzeichnet ist?

Die Realität der Verheißung

Wenn wir die Verheißung der Auferstehung der Toten auf ihren Realitätsgehalt hin überprüfen wollen, können wir das nur von der einen Auferstehung her tun, die sich bereits ereignet hat. Im Gegensatz zu allen anderen Messiasgestalten, die neue Lebensbedingungen und ein ewiges Leben verhiessen, ist von Jesus nicht nur seine Botschaft übriggeblieben. Er selbst ist, wie Paulus mit der Tradition sagt, "am dritten Tag auferweckt worden" (1 Kor 15,4). Er war so eng mit dem Geist Gottes verbunden, dass ihn weder Tod noch Grab für immer halten konnten. Damit wurde sein Anspruch legitimiert, der Messias, das heißt, der Heilsbringer Gottes, zu sein. Wenn wir im Kirchenlied singen: "Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güte", so bezieht sich das auf die Heilstat Christi, die Überwindung der uns von Gott trennenden Barrieren des Todes und der Entfremdung. Jesus war kein jüdischer Wanderprediger mit messianischen Ambitionen, sondern er wurde von Gott durch seine Auferstehung als Messias legitimiert. Deshalb dürfen wir seiner Botschaft vertrauen, in der er uns verheißt, dass Gott auch unser Heil will.

Das ewige Leben ist für uns keine abstrakte Sehnsucht, sondern untrennbar mit Jesus Christus verknüpft. Weil Jesus Christus von den Toten auferweckt worden ist, gibt es eine Auferstehung der Toten. Durch ihn bekam die Idee der Totenaufstehung Realität. Wie Christus nach seiner Auferstehung in ganz neuer Weise leben durfte, so dass die das gegenwärtige Leben beeinträchtigenden Faktoren über ihn keine Macht mehr hatten, so dürfen wir erwarten, dass wir an einer gleichartigen Auferstehung teilhaben.

Das ewige Leben, das uns durch das Geschick Jesu zur Gewissheit wird, darf allerdings nicht als individualistisches oder undifferenziert gemeinschaftliches Leben verstanden werden. Wie in Jesus die alttestamentlichen Verheißungen ihre Erfüllung fanden, so wird dieses neue Leben von der alttestamentlichen Verheißung her eines immer-währenden, friedlichen Lebens in der unmittelbaren Nähe zu Gott zu interpretieren sein. Ewiges Leben heißt nicht nur fortwährendes Leben, das nicht mehr von den Barrieren des Alterns und Vergehens begrenzt ist, sondern ein Leben, geprägt von der Ewigkeit Gottes. Die lebensfeindlichen Phänomene der Isolation, Gebrochenheit und des Unfriedens haben auf dieses Leben keinen Einfluss. Wir lesen etwa bei Jesaja, dass viele Nationen von Gott sagen werden: "Er zeige uns seine Wege, auf seinen Pfaden wollen wir gehen. Denn von Zion kommt die Weissagung des Herrn, aus Jerusalem sein Wort. Er spricht Recht im Streit der Völker, er weist viele Nationen zurecht. Dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen" (Jes 2,3f.). Nicht aus Furcht vor Strafe und Gericht, sondern freiwillig wird man auf Gott hören und seinen Willen tun. Damit wird der entheiligte Name Gottes wieder geheiligt und Unfriede durch Frieden ersetzt werden.

Mögen uns die Bilder vom messianischen Reich auch fremd vorkommen, so dürfen wir nicht vergessen, dass sie von einer anders strukturierten Welt als unserer gegenwärtigen zeugen. Sie weisen auf das hin, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was das Menschenherz aber zutiefst ersehnt. Was so oft zur Utopie verkürzt wurde, soll endlich die Wirklichkeit werden. Indem wir uns an Jesus Christus orientieren, in dem die Sehnsüchte des Menschen nach einem neuen Leben Wirklichkeit geworden sind, dürfen wir hoffen, dass diese neue Wirklichkeit uns auch einst umfassen wird.

Wir sind damit am Ende unseres Ganges durch das apostolische Glaubensbekenntnis angelangt und haben so gleichsam das Grundbekenntnis der christlichen Kirche durchmessen. Vieles mag trotzdem unangesprochen und unausgesprochen geblieben sein. Aber wir dürfen uns damit trösten, dass wir von Gott nicht danach beurteilt werden, wie viel wir glauben

können, sondern, ob wir uns an den halten, der von sich sagen konnte: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich" (Job 14,6). Wenn wir Jesus als den Christus bekennen, haben wir nicht nur Zugang zu Gott, sondern haben verstanden, was das Glaubensbekenntnis sein will: ein Bekenntnis zu dem Gott, der zu uns gekommen ist, damit wir zu ihm finden können. Für diese gnädige Herablassung des großen Gottes zu uns unbedeutenden Erdenbewohnern sollten wir ihm immer wieder von neuem danken.

ZUM NACHDENKEN

Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er, Gott wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal Denn was früher war, ist vergangen.

Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu. Und er sagte: Schreib es auf, denn diese Worte sind zuverlässig und wahr.

Offenbarung 21,1-5

Heinrich Fries

Nachwort

I

Man kann nicht bekennen, dass der pythagoräische Lehrsatz richtig ist, dass Cäsar gestorben ist, dass Napoleon gelebt hat. Aber ich kann bekennen, dass Christus für mich gestorben ist. Bekennen kann man — das folgt daraus — nur, was nicht selbstverständlich ist, was nicht eine evident zu machende Allerweltseinsicht ist. Bekennen kann ich auch nicht etwas, was ich zwar mit allen wissenschaftlichen Mitteln feststellen, erkennen und zur Kenntnis nehmen kann, was aber so geartet ist, dass es mich nichts angeht, dass ich davon nicht betroffen, bewegt, engagiert und zur Entscheidung herausgefordert bin. Bekennen kann ich nur, was auch bestritten, geleugnet werden kann — und zwar mit Gründen —, was sich, anders gesagt, Überzeugung verschaffen muss. Bekennen kann ich nur, worauf ich mein Dasein zu gründen, worauf ich zu leben und zu sterben vermag. Bekennen hängt innerlich, ja wesensnotwendig mit Glauben zusammen.

II

Bekenntnis ist indes keineswegs ein Merkmal der Religion als solcher und der Religionen überhaupt. Bekenntnis als Stimme, Antwort und Ausdruck des Glaubens gibt es nur dort, wo der Glaube sich artikuliert, wo er etwas sagt und zu sagen hat, wo der Glaube nicht das Echo der eigenen Selbstreflexion ist, sondern Antwort auf ein Wort, das nicht menschliches Wort ist, Antwort auf ein geschichtliches Ereignis, das der Mensch nicht selbst herbeigeführt hat.

Bekenntnis als Glaubensbekenntnis ist demgemäß nur dort möglich, wo es den Glauben im dezidierten Sinn gibt: Innerhalb des von der Bibel - Altem und Neuem Testament - Bezeugten und innerhalb der davon bestimmten Wirkungsgeschichte, wie sie durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Glaubenden verwirklicht wird.

So finden wir Bekenntnisse als Glaubensbekenntnisse im Alten Testament. Es gibt dort das Bekenntnis: "Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr" (Dtn 6,4); es gibt das Bekenntnis zu Jahwe, der Israel aus Ägypten geführt hat (vgl. Ex 12,17; Dtn 26,8.5-9; Jos 24,2-13); es gibt das Bekenntnis zu den wichtigsten Ereignissen in Israels Geschichte, die als Taten Gottes in der Vergangenheit die Gewähr für Gottes Treue in Gegenwart und Zukunft erbringen. Es gibt außerdem die Bekenntnisse zu Jahwe, "dem Schöpfer des Himmels und der Erde". In all diesen Dokumentationen liegt eine deutliche Aussage vor, sowie zugleich eine klare Absage zu den anderen, zu den Göttern, zu den anderen Völkern. Nicht zu sein wie die anderen Völker, nicht zu tun, was die anderen Völker tun, das war Israels Bestimmung und Auserwählung. Das schließt nicht aus, sondern ein, dass Israel für die andern, für die anderen Völker eine besondere Berufung und Sendung hatte.

Die Zuordnung von Bekenntnis und Glaube wird im Neuen Testament fortgesetzt, intensiviert und auf das dort Bezeugte konzentriert. Das Bekenntnis des Simon Petrus als Antwort auf die Frage Jesu: Für wen haltet ihr mich? "Du bist der Christus" ist ein Höhepunkt im Evangelium (Mk 8,29), ebenso das Wort Jesu: "Wer mich vor den Menschen bekennt, den wird der Menschensohn (den werde ich) vor dem Vater im Himmel bekennen" (Mt 10,32; Lk 12,8). Die Reflexion von Paulus über Stand und Inhalt des christlichen Glaubens wird in dem Satz formuliert: "Wenn du mit deinem Mund bekennt: Jesus ist der Herr und in deinem Herzen glaubst, Gott hat ihn von den Toten auferweckt, so wirst du gerettet werden. Wer mit dem Herzen glaubt und mit dem Mund bekennt, wird Gerechtigkeit und Heil erlangen" (Röm 10, 9).

1 0). Im Hymnus des Philipperbriefes (2,11) ist als Antwort auf den Weg Jesu genannt: jede Zunge soll bekennen: Herr ist Jesus Christus." Der erste Johannesbrief sagt: "Wer immer bekennt, dass Jesus der Sohn Gottes ist, in dem bleibt Gott und er bleibt in Gott" (4,15).

Das Bekenntnis enthält demnach eine klare, inhaltliche bestimmte Aussage. Diese Bekenntnis-Aussage aber - das ist ein weiteres - beschreibt nicht alles Mögliche, sondern trifft die Mitte, den entscheidenden Kern dessen, worauf der Glaube sich bezieht, worauf er antwortet. Bekenntnis ist immer Konzentration.

III

Aus diesem Kern des biblischen Bekenntnisses sind die erweiterten Bekenntnisse des Glaubens hervorgegangen: das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis sowie die späteren Glaubenssymbole, Symbol kommt von zusammenwerfen zusammenfassen. Das ist — im Fall des Glaubenssymbols — nicht nur im Sinn einer Addition von Sätzen gemeint, sondern als innere Verflechtung, als Zusammenhang der Inhalte, als deren Profil.

Bekenntnis bedeutet ferner, dass es dabei nicht um eine bloße Aussage, auch nicht nur um eine engagierte Aussage geht, sondern um einen Akt der Huldigung, des Lobes und des Preisens. Das Bekenntnis rühmt und preist den Gott, der sich in Wort und Tat, in Ereignis und Person, zuhächst in Jesus Christus, zu den Menschen bekannt hat und bekennt, der die Rettung und das Heil der Menschen ist. Der Ort des Bekenntnisses ist der Gottesdienst, genauer die Antwort der versammelten Gemeinde, nachdem sie die Botschaft der Offenbarung Gottes im Evangelium gehört hat.

Aus dem Zusammenhang von Glauben und Bekenntnis ergibt sich: dass der christliche Glaube nicht Privatsache ist und nicht privatisiert werden darf, dass er sich vielmehr an die Öffentlichkeit, an die Gemeinschaft wendet und in ihr sich darstellt. Dies ist die Konsequenz der Tatsache, dass die Offenbarung, die der Glaube antwortend bekennt, Offenbarung für alle ist. Glaube und Bekenntnis als Antwort auf das Wort Gottes stifteten deshalb die Gemeinschaft der Glaubenden, der durch das Wort aus der Welt Herausgerufenen, was die biblische Bezeichnung für Kirche ist (Ecclesia).

Wer glauben und zum Glauben kommen will, muss sich der Gemeinschaft der Glaubenden und ihrem Bekenntnis anschließen, ihr zugetan, hinzugefügt (vgl. Apg 2,41), in sie aufgenommen, mit ihr in Übereinstimmung gebracht werden.

Das Bekenntnis aber, wenn immer es nicht nur formelles, gedankenloses Lippenbekenntnis ist, schafft und begründet seinerseits neue Gemeinschaft; es hält sie am Leben, führt und bringt sie immer neu zusammen als Gemeinschaft der Glaubenden und Bekennenden.

IV

Das Bekenntnis, das Ausdruck, Zeugnis und Stimme des Glaubens in der Gemeinschaft der Glaubenden ist, muss ein bleibendes sein, wenn diese Gemeinschaft bleibt und bleiben soll. Das Bekenntnis verdeutlicht sich anlässlich bestimmter Situationen und Gegebenheiten, Herausforderungen, kritischer und skeptischer Fragen, Bestreitungen, Schwierigkeiten, Aggressionen.

Das Bekenntnis des Glaubens und der Glaubenden hat sich angesichts dieser Gegebenheiten zu aktualisieren. Das Bekenntnis hat - das ergibt sich aus der Tatsache der Situation jene Akzente zu betonen, die in besonderer Weise gefragt oder in Frage gestellt sind. Das Bekenntnis muss dies tun in der Bemühung, die Sache des Glaubens, das heißt vor allem die Sache des maßgebenden Ursprungs, zu bewahren und nicht zu verfälschen. Dazu genügt es jedoch nicht, die alten Formeln und Vokabeln, mit denen die Bekenntnisse ausgestattet sind, einfach zu wiederholen. Es kann geboten sein, um des Bleibenden willen, das alte Wahre neu und anders zu sagen, damit es den Menschen gesagt werden kann, die unter anderen Bedingungen des Verstehens stehen, die eine andere Sprache sprechen. Die Bekenntnisse dürfen nicht abgeschafft oder ersetzt werden; aber sie bedürfen der immer neu zu leistenden Interpretation. Diese muss ursprungstreu und situationsgemäß sein.

Die Geschichte des Glaubens ist auch durch die Geschichte seiner Bekenntnisse geprägt. In ihnen spricht sich der Glaube, das Glaubensverständnis, die Einsicht im Glauben, das Wachstum im Glauben aus. Für die Bekenntnisse ist es charakteristisch, dass sie im Zeichen der Kontinuität stehen und stehen wollen, dass sie nicht nur eine horizontale Gemeinschaft ermöglichen: die Gemeinschaft der Brüder im Glauben, sondern auch eine Gemeinschaft in der historischen Tiefendimension: Die Gemeinschaft mit den Vätern im Glauben, die zu ehren und zu respektieren sind, weil wir uns ihnen verdanken und nicht wären ohne sie.

Weil es sich bei den Bekenntnissen um eine echte Geschichte handelt, kann die Kontinuität nicht das einzige Element des geschichtlichen Weges sein. Das würde zu Fixierungen und Erstarrungen führen. Zur Geschichtlichkeit gehört die Heraufkunft und Zukunft des immer Neuen. Für das Bekenntnis des Glaubens kann das nicht bedeuten, dass immer neue Offenbarungen erschlossen werden, wohl aber, dass der Glaube durch die geschichtlichen Herausforderungen neue Antworten seiner selbst auf das hier und heute Gefragte gibt; er muss sie geben, aber er kann sie auch geben.

Durch das Bekenntnis und durch die Bekenntnisse wird deshalb nicht nur gesagt, was es mit dem Glauben einmal gewesen ist, sondern es wird erschlossen, was der Glaube ist, welche Aspekte und Dimensionen er besitzt, welchen Reichtum er aufweist. Das Geschichtliche wird nicht zur Relativierung des Gültigen oder zur immer neuen Aufhebung des Gestrigen, es wird zu jenem umfassenden Zeitraum, in dem der Glaube sich und seine Perspektiven entfaltet, ausgelegt, auszeitigt. Der geschichtliche Weg des Glaubens darf allerdings nicht in einem höchst unangebrachten Triumphalismus als immerwährender Fortschritt zu immer größerer Vollendung gesehen werden; aber ebenso wenig ist dieser Weg bloße Abfallsgeschichte. Der Weg des Glaubens ist durch die Dialektik der Kontinuität und der Diskontinuität der Glaubensgeschichte gezeichnet, wodurch die Geschichte des Glaubens und der Glaubensgemeinschaft charakterisiert und von jeder Gegenwart die jeweilige Aneignung gefordert wird.

V

Das vorliegende Buch des evangelischen Theologen Hans Schwarz von der Universität Regensburg reiht sich in die große Zahl der Ausleger des Apostolischen Glaubensbekenntnisses ein. Er erklärt es im Licht heutiger Fragen, und er tut dies in einer ebenso überzeugenden wie offenen und verständlichen Weise. Die Grundlage dieser Auslegung waren wie es auch sonst zumeist geschah, Predigten und anschließende Predigtgespräche. Das war gleichsam eine erste Bewährungsprobe.

Dieses Buch ist zugleich ein ökumenisches Buch; es kann mit innerem Gewinn von allen Christen gelesen werden. Der katholische Leser wird bei der Auslegung des Artikels über die Kirche und über Mt 16,17-19 andere Akzente setzen. Aber sonst ist diese Auslegung ein Zeichen, dass es in den Grundlagen des Glaubens der Kirchen keinen Grunddissens, sondern eine sehr weit reichende Übereinstimmung gibt. Diese ist die Grundlage der Ökumene.

Konfessionen, die sich früher als Gegenkonfessionen im Sinn von Gegenbekenntnissen verstanden haben, werden mehr und mehr zu Mitkonfessionen. Das ist nicht zu bedauern, sondern zu begrüßen. Eine ökumenische Besinnung auf das apostolische Glaubensbekenntnis bedeutet nicht die Reduzierung des Christlichen auf ein Minimum, sondern die Orientierung an seiner Mitte. Aus ihr gewinnt der christliche Glaube Zusammenhang und Profil. Damit ist es auch möglich, jene Aufgabe zu erfüllen, die bereits im Neuen Testament so umschrieben ist: "Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt" (1 Petr 3,15).